

# Illustrierte Frauen-Zeitung

Jest 20. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Jesten. Bei Vorauszahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin, 14. October 1894. — Große Ausgabe mit allen Käptern. Bei Vorauszahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4½ M. XXI. Jahrg.

Nachdruck verboten.

## Ein reiches Mädchen.

Roman von Moritz von Reichenbach.  
(8. Fortsetzung.)

**S**ch wundere mich, daß Du Dich nicht lieber bei Dora erkundigt!" sagte Magda in etwas scharfem Tone, während Dora gerade mit dem Oberstlieutenant sprach.

Herwart blickte die Dame des Hauses, von unten heraußehend, bittend an und faltete dabei die Hände.

"Sei gnädig gegen mich, Cousine, und trage mir die Thorheiten von Hellowa nicht nach! Ich war so verbittert damals, so haltlos, — und die ganze Situation war ja auch so unbehaglich!"

"In ein paar Wochen pflegen die Menschen sich nicht um und um zu drehen!"

"Nein, aber ein paar Wochen genügen, um uns grobe Irrthümer einzusehen zu lassen und den Wunsch anzuregen, diese wieder gut zu machen!"

"Wie wollen Sie also das mit der Arbeiter-Colonie einrichten?" fragte der Oberstlieutenant jetzt dazwischen, und Herwart war sofort wieder ganz bei der Sache, was ihn aber nicht hinderte, den nächsten günstigen

Augenblick zu benutzen, um Magda zu sagen: "Bitte, liebe Cousine, Dein Urtheil über Sefi?!" Ich lege so großen Werth darauf, doppelten Werth, seit ich Deine reizende Häuslichkeit kennen lernte!"

"Nun, ich denke, sie ist gut aufgehoben!"

"Wie glücklich mich das macht, daß Du das sagst, gerade Du!"

Es war die Nede davon, daß man abends eine Kindervorstellung besuchen wollte. Dora hatte es Sefi versprochen.

"Wie gern wäre ich dabei," rief Herwart lebhaft, "aber ich habe so viel zu thun!" Er sah nach der Uhr. "Immerhin, wenn ich mich jetzt beurlauben darf, so werde ich versuchen, noch zur rechten Zeit im Belle-Alliance-Theater zu sein!"

Er empfahl sich, aber er hatte seine Handschuhe irgend wohin gelegt, unbegreiflich, wohin? Und während alle suchten, klang es plötzlich leise an Dora's Ohr: "Es macht mich fast wahnsinnig, daß ich Dich nicht allein sprechen kann."

"Ach, da sind die Handschuhe!" rief er gleich darauf laut und lachend, während Dora noch ganz erstickt dastand. "Ich bitte tausend Mal um Entschuldigung." Er hatte das Zimmer verlassen.

"Es steht doch viel Gutes und Tüchtiges in Herwart," sagte der Oberstlieutenant.

"Ach, man wird nicht flug aus ihm, aber trauen darf man ihm nicht," meinte Magda.

Dora schwieg. Seine leisen, leidenschaftlichen Worte flangen ihr noch im Ohr. Sie fürchtete fast das Wiedersehen, und doch, — sie hätte ihn so gern nach Theo gefragt, von dem fast gar nicht die Rede gewesen war.

Die Vorstellung im Belle-Alliance-Theater neigte sich ihrem Ende zu, als Herwart in die Loge trat. Dora saß zwischen Magda und Sefi. Herwart runzelte die Stirn. Keine Möglichkeit, während der Vorstellung ein Wort mit ihr zu sprechen!

Endlich fiel der Vorhang. Herwart legte den Mantel um Dora's Schultern.

"Ich bin nur Deinetwegen hier; ich ertrug die Trennung nicht mehr," flüsterte er.

Mit zitternden Händen schloß sie den Mantel.

"Ich will alles, was Du willst, — ich will auch Dein Bruder sein, aber sehen und sprechen will ich Dich!" klang Herwarts Stimme wieder.

Fremde Menschen umdrängten sie und ihn und trennten sie von den Rathens. Sie war so verwirrt; sie vermochte nicht zu antworten.

"Wo kann ich Dich sehen?" fragte er.

Hülfslos blickte sie zu ihm auf.

"Bestimme einen Ort, — Du gehst doch aus, — wohin es auch sei!"



Die letzte Rose.

Nach dem Öilde von E. Tito. — Siehe Seite 160.

Photographie-Verlag der Photographischen Union, München.

„Dora, Dora!“ Magda hatte sie entdeckt und winkte ihr zu.

„Komm zu Rathens,“ sagte Dora; es fiel ihr nichts anderes ein.

Er zuckte die Achseln mit einer ungeduldigen Bewegung.

Im nächsten Augenblide stand er neben Magda und bot ihr seinen Arm, um sie an den Wagen zu geleiten. Dort verabschiedete er sich, ohne Gelegenheit gefunden zu haben mit Dora ein weiteres Wort zu sprechen. Ärgerlich blickte er dem davonrollenden Wagen nach.

„Dummer Badschisch!“ murmelte er, „absolut nichts mit ihr anzufangen!“

Er ließ sich von der aus dem Theater drängenden Menge ein Stück mit fortreissen, ohne in seiner ärgerlichen Stimmung auf den Weg zu achten. Dann orientierte er sich und sprang in den dem Potsdamer Platz zufahrenden Pferdebahn-Wagen. Er blieb auf dem Trittbrett stehen und blickte in das Strafengetriebe hinab. Sein Ärger begann zu versiegen.

„Zimmerhin, ohne Eindruck werden meine kleinen Zusicherungen nicht geblieben sein,“ dachte er, „Badschisch, wie sie ist, — Eva's Tochter bleibt sie doch! Aber was nun?“

Er überlegte, daß ein österer Besuch bei Rathens, wo Dora stets von der ganzen Familie umgeben war, ihn wenig fördern und außerdem fräschlich langweilen würde. Es war angenehmer und wahrscheinlich auch wirkungsvoller, jetzt nur noch einen Versuch zu machen, sie dort zu sehen, und da dieser wahrscheinlich misglücken würde, mit einem „Schmerzbewegten“ Briefe sich zu verabschieden. In vierzehn Tagen könnten seine Geschäfte ihn wieder nach Berlin führen. In kleinen Etappen würde er dann doch zum Ziele kommen.

Aber Theo? Herwart war schon im besten Zuge gewesen, in Erwägung zu ziehen, daß die Verlängerung seiner Freiheit eigentlich auch eine ganz angenehme Seite habe, da störte ihn der Gedanke an Theo. Ein Zufall konnte ihm da leicht einen schlechten Streich spielen; Glück genug, daß das bisher nicht geschehen war. Er überlegte.

Nun, allenfalls deckte ihn jetzt Theo's Neuerbung, daß er nichts brauche, — aber immerhin, sicherer war es doch, ihm wenigstens die Hälfte von dem Gelde, das Dora für ihn bestimmt hatte, zu geben. Theo würde sich wundern über seinen großmütigen Vater, — und man durfte nicht zu gewagtes Spiel spielen, da Dora nun einmal in Berlin war!

„Was Teufel, Herwart, bist Du's?“

Herwart blickte erstaunt um sich; in seine Gedanken vertieft, hatte er die seben neu hinzugekommenen Bassiere nicht beachtet. Jetzt entdeckte er einen seiner besten und lustigsten Kameraden aus früherer Zeit neben sich, und nun folgte die bei solchen Zusätzen gebräuchliche Scala: Erstaunen, Erkundigungen, Erinnerungen und schließlich gemeinschaftliche Pläne, welche legtere auf den Besuch eines Clubs hinausließen, dem der wiedergefundene Freund angehörte.

Am anderen Morgen constatierte Herwart bei einem flüchtigen Überblick über seinen Kassenbestand, daß er zur Deckung der laufenden Ausgaben einen ihm von früher bekannten „Helfer in der Not“ in Anspruch nehmen mußte. Die runde Summe, die er gestern Abend noch besessen hatte, war im Club geblieben, wo, wie gewöhnlich, ein flottes Tempelchen ausgelegt werden war.

„Höchst fatal, gerade jetzt!“ brummte Herwart. Dann tröstete er sich. „Erstens ist kaum anzunehmen, daß dieser Maulwurf von Theo Dora gegenüber geschwätzig werden wird, und dann, schlimmstenfalls, ich habe ihn ja gefragt, ob er etwas braucht, und er hat es verneint! Damit kann ich mich rechtfertigen, — wahrscheinlich ist das aber gar nicht nötig!“

Er machte darauf einen Abschiedsbesuch bei Rathens, der genau so verließ, wie er es vorausgesehen hatte, und einige Stunden später hielt Dora seinen Brief in Händen und las mit glühenden Wangen und stotterndem Atem, daß Herwart „wie ein ruheloser Geist umherirre, dem ein Engel mit dem feurigen Schwert sein Paradies verschließe“. Mit todestraurigem Herzen gehe er von Berlin wieder zurück in die Einsamkeit, wo er suchen würde zu vergessen.“

Sie war so unglücklich darüber, einen Menschen durch ihre Schuld leiden zu sehen und wußte doch so wenig sich und ihm zu helfen, daß sie nahe daran war, sich Magda anzuvertrauen; aber eine unüberwindliche Scheu verhinderte sie, Herwarts Namen Magda gegenüber zu nennen. Sie wurde nur stiller und blässer und weigerte sich, an jeder Art von Geselligkeit teilzunehmen, indem sie ihre Trauerkleidung als Grund angab, daß sie sich davon ausschließe.

## XXI.

In raschelnder Arbeit waren die Tage für Theo dahingegangen. Als der Sonnabend wiederum herankam, suchte

er mit doppeltem Eifer sich zwischen seinen Büchern zu vergraben, machte aber die Erfahrung, daß das Herz, trotz aller Cultur-Fortschritte der modernen Menschheit, auf seinem altbiblischen Standpunkt geblieben und immer noch ein trostloses und verstocktes Ding sei.

Weder seine Studien, noch seine Alten vermochten am Ende, seine Gedanken von dem abzuhalten, was er nicht denken wollte, und — was er doch immer wieder dachte. Zuletzt warf er die Bücher fort, griff nach seinem Hut und eilte hinaus.

Er ging mit schnellen, hastigen Schritten dem Westen zu und verfiel erst in ein gelasseneres Tempo, als er den Weg erreicht hatte, welcher nach dem Bahnhof „Zoologischer Garten“ führte.

Er war den Weg schon oft gegangen, seit jenem ersten Mal, wo er ihn an Dora's Seite betreten hatte. Die letzten gelben Blätter waren seitdem von den Bäumen herabgeweht, aber Theo erinnerte sich ihrer, wie er sich jedes Tones und jedes Wortes erinnerte. Alles lebte neu vor ihm auf, so oft er den Weg betrat, und heute, wie immer, kehrte er mit dem Vorzähle zurück: „Ich will es als eine Erinnerung für das Leben bewahren, — aber ich will Dora nicht wiedersehen, ich will alles vermeiden.“ Mitten in diese Vorsätze kam ihm plötzlich der Gedanke: „Aber Sefi will und darf ich sehen!“ — und er fand sich schon auf dem Wege in die Pension.

Am Sonnabend Nachmittag war dort allgemeiner Besuchstag; da die Vorsteherin durch andere Gäste in Anspruch genommen war und Brüder nicht als zur Kategorie junger Herren gehörend behandelt wurden, saß er bald in einer Fensterecke allein mit Sefi.

Am nächsten Tage kam Sefi zu Rathens.

„Theo war gestern bei mir,“ erzählte sie Dora; „er war sehr nett, wir haben immerfort von Dir gesprochen, Dora!“

„Bon mir? Aber was gibt es denn da viel zu sprechen?“

„O, alles mußte ich ihm erzählen, wie wir in Hellowa lebten, was Du mir von Deinen Eltern mitgetheilt hast, was wir gelesen haben, — kurz alles!“

„Das muß ihn ja sichtbar gelangweilt haben!“

„Nein, gar nicht; er fragte immer wieder, und weißt Du, was er gesagt hat? Ich müßte etwas Tüchtiges lernen und später auf eigenen Füßen stehen und Erzieherin werden, denn es sei unmöglich, daß wir alle von Hellowa leben wollten, was uns gar nichts angeinge. Da habe ich mich aber mit ihm gezankt, denn Du gehst mich doch etwas an, und Dir gehört doch Hellowa!“

Dora schwieg, eine kleine Röthe hatte sich während Sefi's Worten über ihre Wangen und ihre Stirn verbreitet.

„Warum kann er mich denn nicht leiden?“ kam es unwillkürlich über ihre Lippen.

Sefi schaute sie erstaunt an.

„Du, das ist nicht so! Einmal dachte ich es auch, weil er Dich so wild ansah, so, als wollte er Dich beißen, aber gestern habe ich es gemerkt, er mag Dich sehr gern leiden! Nur, weißt Du, ist er schrecklich stolz! Wie er nun gestern so nett war, da bin ich auch zutraulich geworden, und da habe ich ihn gefragt, warum er immer so sonderbar war, sodaß wir früher in Hellowa ihn immer für verdreht gehalten haben. Und weißt Du, was er geantwortet hat: »Weil Erbschlecherei und Bettelei mir verhasst sind, und weil ich es für eine Schande halte, Almosen zu empfangen!« Das hat er gesagt, und dabei hat er solche Augen gemacht, — Augen zum Durchteilen, sage ich Dir! Ich habe mich aber nicht gefürchtet, denn nachher war er wieder sehr gut zu mir und hat gesagt, wir beide, er und ich, wir hätten keine Heimat, und wir müßten uns gegenseitig, — — ach, wie sagte er doch? Ich habe den Ausdruck vergessen, Dora, aber es klang so hübsch, und ich habe auch verstanden, was er meinte, was wir uns sein müßten!“

Dora nickte, als verstünde auch sie es. „Warum kommt er nicht wieder her?“ erkundigte sie sich.

„Das habe ich ihn nicht gefragt. Das habe ich ganz vergessen!“ rief Sefi.

Nach Tisch ging Magda mit den beiden jungen Mädchen nebst den Kindern spazieren, weil „Dora blaß aussah und mehr Bewegung in der Luft ihr nötig sei“, wie sie erklärte.

Dora's Gedanken waren noch bei Theo's Besuch in der Pension; da sie mit Sefi voranging, schlug sie unwillkürlich denselben Weg ein, den sie damals mit Theo gegangen war.

Plötzlich rief Sefi: „Da geht Theo!“ Und schon war sie unterwegs, um ihn einzuholen.

Wo blieben Theo's Vorsätze? Es wäre ja zu unhöflich gewesen, jetzt davonzulaufen; ein stichhaltiger Grund um Sefi's Bitte: „Jetzt mußt Du bei uns bleiben und mich abends zurückbringen,“ abzuschlagen, fiel ihm auch nicht ein. Das „verstockte“ Herz triumphierte wieder.

„Warum soll ich nicht einmal glücklich sein? Einmal, wenige Stunden lang?“ fragte sich Theo.

Und er war glücklich! Ohne Zwang, in dem Gefühl, daß es einmal, zum letzten Mal sei, gab er sich dem Zauber hin, den Dora's Gegenwart auf ihn ausübte, um dann auf dem Nachhausewege den Entschluß zu fassen: „Ich muß fort; ich ertrage es nicht, sie in der Nähe zu wissen!“

„Was war denn heute mit Theo? Er war ja ganz verwandelt!“ rief Magda, als er fort war. Der Oberstleutnant rieb sich die Hände.

„Ich habe meine Freude an ihm; er lebt förmlich auf, seit die Sorge um das tägliche Brod von ihm genommen ist!“

„Wodurch haben sich seine Verhältnisse eigentlich gebessert? Sollte Herwart wirklich —?“

„Ob der in der Lage ist, etwas für ihn zu thun, weiß ich nicht, vorläufig hat Theo seine russischen Stunden.“

„Bringen ihm die so viel?“

„Das ist eine besondere Sache. Er unterrichtet den jungen Prinzen von Hohenbruck, der an die Gesandtschaft nach Petersburg soll, täglich eine Stunde nimmt und ein ungewöhnliches Honorar dafür zahlt. Das Beste an der Sache aber ist, daß der alte Fürst, der Theo bei dieser Gelegenheit kennen lernte, sein besonderer Gnädiger geworden ist und ihn für einen Posten in seiner Verwaltung in Aussicht genommen hat. Sprecht vorläufig nicht über die Sache, aber, unter uns gesagt, ich halte Theo's Zukunft für gesichert.“

„Das freut mich,“ meinte Magda, „ich habe doch das Gefühl, daß wir alle ihn falsch beurtheilt und ihm Unrecht gethan haben.“

„Das habe ich ja immer gesagt,“ bemerkte der Oberstleutnant lächelnd. Magda nickte ihm zu. Sie ärgerte sich nicht mehr, wenn er „einmal recht hatte“; sie ärgerte sich überhaupt viel weniger als früher, und dachte dafür mehr nach.

Ein solches Nachdenken galt auch Dora. Diese hatte schweigend dagesessen, während von Theo die Rede gegeben war, aber sie sah heute Abend wieder rosig aus, und ihre Augen hatten den alten Glanz. Das beschäftigte Magda, ebenso wie Theo's verändertes Wesen.

Als Dora sich zurückgezogen hatte und das Ehepaar allein war, fragte Magda: „Glaubst Du wohl, daß Dora einmal heirathen wird, Oskar?“

„Das pflegt bei Millionären außer aller Frage zu stehen.“

„Dora ist aber anders als andere Mädchen. Trotzdem sie sich von aller Geselligkeit fernhält, habe ich sie doch hier im Hause öfter mit jungen Herren zusammengesehen. Sogenannte Cour-Mädchen gleitet spurlos an ihr ab. Sie weiß mit den Leuten nichts anzufangen, und diese wissen nichts mit ihr beginnen.“

„Läßt gut sein, eines Tages kommt schon einer und nimmt sie ohne weiteres, ehe sie noch selbst begreift, wie das zugeht.“

Magda schwieg, aber sie gab sich selbst das Wort, daß ihr Mann diesmal nicht recht haben sollte: „gekommen“, ohne eignen Wunsch und Willen, sollte Dora nicht werden. Und bei dieser Schlussbetrachtung dachte Magda zum ersten Mal nicht an sich selbst und die Vortheile, die sie vielleicht davon haben könnte, wenn Dora nicht heirathete; sondern sie empfand Dora's fünfzigstes Glück wie eine Gerechtigkeit, die das Schicksal jener schuldig sei, und war bereit, als Bundesgenossin dieses gerechten Schicksals thätig zu sein, wenn es daran anläße. Geld und Gut, die sie bisher für das erstreben wollten, würden Dora's Glück einmal nicht ausmachen, das wußte sie jetzt.

## XXII.

Es war etwa acht Tage später, als der Oberstleutnant mit sehr ärgerlichem Gesicht in das Zimmer trat, in dem Magda und Dora bei einander saßen.

„Berrückte Wirthschaft in der Welt! Aber man soll sich nur für das Wohl eines Menschen interessiren, — wenn es dem Esel zu gut geht, geht er aufs Eis, — es ist immer die alte Geschichte!“

„Was ist denn passirt, Oskar?“

„Ich bin dem Fürsten Hohenbruck begegnet. Der Theo ist toll geworden! Denkt Euch, er hat sich bei dem Fürsten um dessen Fürsprache Wendet; er will sich der nächsten Expedition nach Afrika anschließen, der Fürst soll ihn in den Colonial-Dienst bringen!“

„Aber Du sagtest ja, der Fürst selbst hätte ihn für eine gute Stelle ins Auge gefaßt.“

„Das hatte er auch und ist jetzt ärgerlich über die Enttäuschung. Er hat Theo Andeutungen gemacht; aber der soll ganz verrückt sein, thut, als hinge seine Seligkeit davon ab, nach Afrika zu kommen, und trotz allem Ärger scheint der Fürst ihm doch seine Protection für einen gefährlichen Posten, der schleunigste Besetzung

und Abreise erforderl., in Aussicht gestellt zu haben. Einen solchen abenteuerlichen Schwabenstreich hätte ich diesem Jungen nie zugetraut!"

Dora saß blaß, mit weit geöffneten Augen da. Die Arbeit, mit der sie sich beschäftigt hatte, war in den Schoß gesunken.

"Was hat er für einen Grund angegeben?" fragte sie endlich.

"Grund? Was soll er für einen Grund haben? Ein vernünftigen natürlich nicht! Er hätte sein Vaterhaus, in dem seine Abwesenheit eine Lücke zurückließ, er wäre abkömmling und entbehrlich, hat er gesagt, und was dergleichen mehr ist. Er soll mir aber nur herkommen, — und der Fürst meinte, daß er unterwegs sei, — ich werde ihm meine Meinung sagen!"

Dora hatte sich leise entfernt. Sie ging in ihr Zimmer und schloß die Thür hinter sich ab. Wie ein schmerzliches Aufstöhnen kam es von ihren Lippen. "Mein Gott, mein Gott!" Sie rang die Hände, sie durchmaß den kleinen Raum mit hastigen Schritten. Es war wie ein Sturm, der über sie hinbrauste und ihr Empfinden bis auf den Grund aufwühlte. Und was da aus der Tiefe ihres Herzens emporstieg, ihr Denken und Wollen verwirrend, ihr ganzes Sein mit sich fortreibend, dieses neue, übermächtige Gefühl wußte sie nicht zu nennen, sie wußte nur, daß von diesem Augenblick an alles, alles anders werden mußte! Wie? Was sollte denn werden, was sollte sie thun? Sie preßte beide Hände an ihre Schläfen, als thäten die Gedanken, die ihr Hirn durchstürmten, ihr weh. Plötzlich wußte sie es: Theo durfte nicht fort, sie mußte ihn halten, sie mußte ihm das geben, was er so schmerzlich vermißte: eine Heimat, ein Vaterhaus! Und sie konnte es! O, nur schnell, ehe es zu spät war! Sie riß ein Briefblatt aus ihrer Mappe, um an Herwart zu schreiben. Wie eine blitzartige Vision sah sie Hellowa vor sich auftauchen: die Eingangsthür begrüßt, in dem schönsten, sonnigsten Zimmer Blumen und Bücher in Fülle, ein Schreibtisch am hellen Fenster, und sie selbst und Herwart führten den Sohn in seine Heimat ein, in seine Heimat, die ihre Liebe für ihn geschmückt hatte. Nun würde er nicht fort gehen, nicht Länder und Meere zwischen sich und sie schließen.

Mit bebender Hand schrieb sie:

"Komm so schnell als möglich, ich will, was Du willst. Gott helfe mir!"

Dora."

Sie hielt inne. Plötzlich hervorbrechende Thränen verkleideten ihre Augen. Mit einer hastigen Bewegung trocknete sie diese und adressirte das Blatt an Herwart. Als fürchte sie, ihren Entschluß nicht schnell genug auszuführen, griff sie sofort nach Hut und Mantel, um den Brief selbst zu besorgen. Unbemerkt verließ sie die Wohnung. Als sie zehn Minuten später zurückkehrte, kam Magda ihr entgegen.

"Liebe Dora, wo warst Du? Ich war so erschrocken, als ich Dich in Deinem Zimmer suchte und nicht fand, und, — mein Gott, wie verstört siehst Du aus, — Kind, liebes Herz, was ist Dir?"

"Du sollst alles wissen, Magda, Du zuerst! Theo darf nicht fort, nach Afrika!"

"Ich dachte es mir, daß diese Nachricht Dich erregt hätte, aber was willst Du thun?"

Dora senkte den Kopf.

"Dein Mann hat es ausgesprochen: er geht, weil er keine Heimat, kein Vaterhaus hat! Ich will ihm beides geben!"

"Du? Ich verstehe Dich nicht, Dora!"

"Ich habe es Dir schon längst gestehen wollen, Magda, aber es wurde mir so schwer, darüber zu sprechen. Ich mußte immer an meine Eltern denken, siehst Du, und weil ich fühlte, daß es zwischen uns nie so werden könnte, wie es zwischen meinen Eltern war, deshalb glaubte ich, er irrte sich, und ich bin wohl recht schlecht gegen ihn gewesen —."

"Gegen Theo? Von wem sprichst Du, Dora?"

"Nicht von Theo, Magda, sondern von seinem Vater! Ich weiß jetzt: Theo und Sefi müssen ein Elternhaus haben, — ich muß Herwarts Frau werden, um es ihnen zu geben!"

"Du Herwarts Frau? Niemals, niemals darf das sein, Dora; ich bitte Dich, besiegne Dich —!"

"Ich habe ja schon so lange und so viel darüber nachgedacht, Magda; ich kann nicht anders, Theo darf nicht nach Afrika!"

"Um Theo's willen also! Mein Gott, war ich denn blind und taub? Aber nun höre mich an, Dora! Schon als Du nach Hellowa kamst, sprachen wir anderen davon, daß Herwart suchen würde, Dich zu gewinnen, um sich in den Besitz von Hellowa zu setzen. Damals warst Du mir gleichgültig, ich könnte es ihm nur nicht, daß er reich werden sollte. Heute habe ich Dich lieb,

Dora, so lieb, wie ich niemals eine andere Frau gehabt habe, und heute sage ich Dir um Deinetwillen, daß darfst Du nicht thun, — Herwart ist Deiner nicht würdig!"

"Ah, Magda, ich habe ja schon viel zu viel dabei an mich gedacht! Aber jetzt fühle ich es, daß es darauf gar nicht ankommt, wenn Theo nur ein Vaterhaus hat!"

"Ein Vaterhaus, das er nie betreten würde!"

Entgeistert blickte Dora sie an.

"Das er nie betreten würde? Wenn ich alles thäte, um es ihm lieb und heimisch zu machen?"

Magda legte plötzlich die Hand auf Dora's Schulter und den Finger auf ihren Mund.

Eine Stimme sprach im Corridor mit dem Diener.

"Horch, das ist er, wahrhaftig, das ist Theo! Gott sei Dank, nun soll er mir helfen."

"Magda, Magda, was willst Du thun?"

Statt aller Antwort umschlang Magda sie und küßte sie fast leidenschaftlich.

"Ich will Dir beweisen, daß ich Dich lieb habe, Dora! Warte hier, bis ich Dich rufe."

Sie trat in den Salon, der an das Zimmer ihres Mannes stieß.

"Nun, kürzer und bündiger kann man nicht erklären, daß man unweigerlich entschlossen ist, eine große Thorheit zu begehen," klang die Stimme des Oberstleutnants; "redliche Mühe habe ich mir Ihretwegen gegeben, und diese Mühe war belohnt worden, alles befand sich in schönster Ordnung, Ihre Zukunft war gesichert, — und nun spielen Sie mir diesen Streich!"

"Ich bitte Sie, mich nicht für undankbar zu halten," erwiderte Theo, "ich komme, um Ihnen zu sagen, daß ich Ihre Güte nie vergessen werde. Mein Entschluß aber steht fest. Ich wollte nur nicht fortgehen, ohne es Ihnen selbst mitgetheilt zu haben."

"Nun, ich hoffe doch auch, Sie wollten nicht fortgehen, ohne uns anderen Lebewohl gesagt zu haben," rief die jetzt eintretende Magda, "und wenn Sie mit meinem Manne nichts mehr zu besprechen haben, möchte ich Beschlag auf Sie legen!"

Der Oberstleutenant blickte sie erstaunt an.

"Bitte, lass mich, es handelt sich um Dora," flüsterte sie ihm zu.

"Na, denn —," und er wandte sich wieder an Theo. "Und heraus gesagt, mein Geschmack ist es nicht, Abschieds-Szenen zu verlängern. Wenn's also dabei bleibt, so leben Sie wohl, und mögen Sie diesen überstürzten Schritt nie bereuen. Sollten Sie Sich aber anders befinden, so wissen Sie, wo ich zu finden bin. Adieu!"

"Ich kann nur danken," sagte Theo, "und das thue ich von Herzen! Leben Sie wohl!"

Er wandte sich ab und folgte Magda in den Salon.

"Was ich Ihnen zu sagen habe, betrifft Dora," begann Magda ohne weitere Umschweife. "Sie ist unglücklich über Ihren Entschluß, nach Afrika gehen zu wollen, und ist entschlossen, Ihnen hier eine Heimat zu bieten, indem sie — Ihren Vater heirathet!"

"Dora —!" Er taumelte förmlich zurück, seine Brust hob und senkte sich in schweren Atemzügen.

"Ja, es ist so; Dora will ein Recht haben, für Sie und Sefi sorgen zu können. Nun wissen Sie es, und nun — verhindern Sie es!"

"Das darf nicht sein, niemals!"

"Das meine ich auch! Also sprechen Sie mit Dora!"

"Mit ihr? Nein, nein, ich nicht, ich nicht!"

"Ah, Sie wollen Sich also in die veränderte Situation finden, einen durch seine Frau reich gewordenen Vater zu bekommen und ein gutes Taschengeld zu beziehen!"

Das war wieder die alte Magda aus der Schule der Mama Palten, welche da vor ihm stand und ihm die höhnischen Worte ins Gesicht schlenderte.

Seine Hände krampften sich um die Stuhllehne vor ihm.

"Sie wissen, daß ich das nicht werde!" stieß er hervor.

Und neben diesem schlanken, blassen Menschen, dessen Augen von Leidenschaft sprühten, und der sich dennoch, auch der Bekleidung gegenüber, so beherrschte, wie man das nur in einer langen Leidenschule lernt, dachte Magda sich Dora's sanftes Bild mit den hilflos gerungenen Händen und den bittenden Augen.

Da versank die Schule der Frau von Palten, und die eigentliche Magda, wie sie sich unter den liebevollen Blicken Dora's selbst wiedergefunden hatte, trat in ihre Rechte und hatte Mitleid mit den beiden jungen Menschenkindern, deren tiefstes Herzengesheimnis sie durchdrückt hatte.

"Verzeihen Sie," sagte sie einfach, "aber es macht mich ungeduldig, Sie ungeschickt zu sehen, wo es gilt, die Zeit auszunützen! Dora hat an Ihren Vater geschrieben, — und ich sage Ihnen, sie hat es um Ihre Willen, um Ihre Willen allein!"

"Sie haben recht, — ich — muß — mit ihr reden!"

"So ist es brav!"

Magda verließ das Zimmer, gleich darauf trat Dora ein.

Ihre Lippen bebten; sie war unfähig zu sprechen.

"Frau von Rathen hat mir gesagt," — begann Theo. Er stockte, die Kehle war ihm wie zugeschnürt.

"Und Sie bleiben?" fragte sie leise bittend.

Er vermochte ihren Blick nicht zu ertragen.

"Ich kann nicht, ich kann das nicht —."

"O, dann wissen Sie nicht, — Magda hat Ihnen nicht alles erzählt!"

"Doch, doch! O, mein Gott, wie soll ich es Ihnen denn sagen!" rief er mit ausbrechendem Gefühl. Darauf fuhr er gespannt, mit festerer Stimme fort: "Das Haus meines Vaters kann nie, niemals meine Heimat sein!"

Sie sah ihn entsezt an.

"So haben Sie denn Ihren Vater?"

"Und Sie, Dora, lieben Sie ihn?"

Sie erblaßte, ein leises Zittern ging durch ihre Gestalt.

"Ich? — Aber — von mir ist ja hier nicht die Rede! Ich würde glücklich sein, wenn ich Sie alle glücklich sähe; Sie würden auch Ihren Vater lieben lernen —."

"Niemals!"

"Doch, doch, er würde es Ihnen beweisen, daß er es gut mit Ihnen meint, er hat es Ihnen doch auch schon bewiesen!"

"Niemals, niemals!"

Sie wollte ihn überzeugen.

"Sie thun ihm Unrecht; ich weiß es zufällig, wie froh er war, daß er Ihnen jetzt Ihre Studien erleichtern konnte!"

"Nun, wenn er Ihnen das gesagt hat, so ist das nur ein Beweis gegen ihn! Er hat mir meine Studien in seiner Weise erleichtert!"

"Aber erinnern Sie Sich doch! Sie brauchten keine lästigen Privatstunden mehr zu geben."

"Was hat mein Vater damit zu thun?"

"Er hatte Ihnen doch das Geld geschenkt!"

"Sie irren! Die russischen Stunden brachten mir genug, — mein Vater schickte mir nichts!"

"Richtig? Aber erinnern Sie Sich doch, vor ein paar Wochen erst —."

"Vor ein paar Wochen so wenig, wie früher! Doch das ist ganz gleichgültig, ich verlange und erwarte ja nichts von ihm! Aber das, was ich Ihnen sagen muß, — es klingt so hart, so grausam, — allein ich kann nicht anders: für mein Gefühl habe ich keinen Vater! Und nichts, nichts auf der Welt vermag daran etwas zu ändern! Das mußten Sie erfahren, nach dem, was Frau von Rathen mir sagte! Und nun — steht es in Ihrem Willen und Ihrer Macht, meinen Vater und meine Schwester glücklich zu machen, — ich werde niemandes Glück fördern!"

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

### Herbstsonne.

Eine almodische Geschichte von Karl Herold.

**S**EMPRE emoselle Henriette Schneeweis stand vor dem Posthäuschen des kleinen Städtchens Bolzbach und wartete. Das Fräulein war vom Kopf bis zu den Füßen in feierliches Schwarz gehüllt, und in ihrem bleichen Gesichte lag jener halbtraurige Zug, das falsche Gepräge, mit dem lachende Erben den Eindruck eines Schmerzes um Dahingegangene zu machen suchen. Und doch war es kein geheuchelter Schmerz, nur war die Liebe, deren Ausdruck er sein sollte, erst nach dem Tode der Person, welcher sie galt, entstanden.

Die Frau Julianne Winnebeck felig war, keine Gute gewesen, wie der Postmann von Bolzbach sagte. Früh verwitwet, hatte sie das Regiment im Hause selbst mit straffer Hand ergriffen, und die Kunden des Kramgeschäfts »Balbafar Winnebeck«, das im Erdgeschöpf des geräumigen, altägyptischen Hauses geführt wurde, hatten nicht einen Augenblick den Herrn des Geschäfts vermisst; im Gegentheil, Frau Julianne hatte einen hellen Blick und scharfen Verstand und wußte das Geschäft erstaunlich flott in Gang zu bringen.

Freilich bei ihrem Hausservice mache sie sich nicht beliebt; da ging's wie im Laubengang, und alle Vierteljahrzehn Jahre sah man neue Gesichter.

Da hatte Frau Julianne einen guten Gedanken gehabt.

Auf einem Dorf in der Nähe lebten zwei junge Mädchen, arme Verwandte von ihr, und sie nahm die ältere zu sich ins Haus als Stütze.

Das war nun ungefähr zwanzig Jahre her, und Demoiselle Zettichen, die Ältere, konnte gerade nicht sagen, daß es jette Jahre für sie gewesen seien. Sie hatte im Hinterhaus in einem trübseligen Stubben gewohnt, vom frühesten Morgen an bis in die späte Nacht gearbeitet, und trotz aller Mühe und allen Fleisches, die sie verwandte, nur Bantworte gehört, denn Frau Julianne war eine von denen, welchen niemand etwas recht machen kann, und die sich über jedes Wort, das ihnen nicht gut im Ohr klingt, ärgern; und obgleich sie mit besonderer

Vorliebe behauptete, Jettchen sei ein Nagel zu ihrem Sarge, so hätte man viel eher von ihr selbst sagen können, sie repräsentire ein ganzes Dutzend der fraglichen Sargnägel für ihre Haushaltsmutter.

Demoiselle Jettchen war als junges, blühendes Mädchen hergekommen, aber die folgenden zwanzig Jahre hatten ganz naturgemäß den zarten Hauch von ihr genommen, und nun war nichts übrig geblieben als eine altjungferliche, blaße Frau.

Doch noch etwas anderes: die Universal-Erbin von Frau Julianne Winnebeck, — eine Thatsache, über welche Demoiselle Jettchen sich erst einen ganzen Tag lang grämte, weil sie sich den Vorwurf machte, der seligen Julianne zu wenig Liebe beigelegt zu haben. Endlich beruhigte sie sich aber darüber und hatte dann nichts Eiligeres zu thun, als der Schwester Lotte, die an anderem Orte unterkommen gefunden, ihr Glück zu verleihen. Und nun stand sie hier und erwartete die Ankunft jener, da sie doch nicht allein bleiben konnte und mit der Schwester in Zukunft zusammen leben wollte.

Durch die Straße kam ein Kasseln, und eine Trompete intonirte: „Schier dreißig Jahre bist du alt!“ dann schwunten der schwärmende gelbe Poststarren auf dem Markt ein, und Demoiselle Jettchen eilte hinzu, denn aus dem Fenster neigte sich ein blaßes, altjungferliches Gesicht in schwarzer Umhüllung, etwas jünger zwar, doch dem thürigen sehr ähnlich; dann wurde die Thür aufgerissen, und die Schwestern lagen einander in den Armen.

Demoiselle Jettchen richtete sich zuerst wieder auf; sie schob die jüngere Schwester mit beiden Händen etwas von sich und schaute ihr forschend in das stille Gesicht, worauf sie leise begann:

„Als wir uns zuletzt sahen —“

„Ja, als sie sich zuletzt sahen! Das war noch eine andere Zeit!“ War hatten sie damals die Augen voll Thränen, aber sie waren beide noch jung und schön und hatten die Herzen voller Hoffnung und Glücksträume. Aber darnach folgten zwanzig Jahre, lang, reich an Demuthigungen, einsichtig, freudlos.

Am Abend sahen sie zusammen und redeten dies und jenes. Die Vergangenheit vermieden sie absichtlich; da war nicht viel an frischen Erinnerungen zu finden, und die trübseligen mochten gern totsich bleiben.

„Balthasar Winnebeck heißt die Firma am Hause,“ sagte Demoiselle Lottchen, „sollen wir die so lassen? Ein jedes wird einen Mann hier vermuten, und das könnte Anlaß zu Irrungen geben. Wollen wir nicht hinanschreiben lassen: ‚Geschwister Schneeweiss?‘“

Damit war Demoiselle Jettchen nicht einverstanden. „Wir sind den Winnebecks so viel schuldig, Lottchen, so viel, daß wir den Namen nicht unterdrücken dürfen. Wenn die Familie auch nicht mehr ist, der Name soll bleiben, so lange ich denken kann. Aber eins wollen wir thun. Wir lassen schreiben: ‚Balthasar Winnebeck ehemaliger Erbene, dann haben auch wir unser Recht.“

Demoiselle Jettchen hatte laut und bestimmt gesprochen, nun erschrak sie selbst darüber. „O Gott,“ flagte sie, „wie man sich doch vom Leben so mit fortreihen läßt, und wie man so wenig an eine Wohlthat denkt! Wie wenige Tage sind's noch her, da saß sie hier, die selige Tante Winnebeck, in ihrem braungestreiften Flanellkleid, hier — und heute —“

Die Schwestern sahen den niedergegesessenen Lehnsstuhl, den die selige Frau Julianne vor kurzem noch beehrt, mit andächtigen Augen an, als sei es eine ganz besonders hervorragende und verehrungswürdige Handlung der Verstorbenen gewesen, hier zu sitzen.

Mitten in die andächtige Stimmung hinein sagte Demoiselle Lottchen: „Wir werden ihn aber wohl neu überziehen lassen müssen, der Stoff ist zerstört; sieh, das reift wie Zunder.“

Sie hatte ihren Finger in einen Riß des Gewebes gesteckt und vergrößerte diesen ein wenig. „Und Blumen müßten wir doch auch im Fenster haben; ich sehne mich alle die Jahre, da ich's nicht so gut haben konnte, darnach. Eine Monatsrose und ein Basilicum, eine Leukoje und — ein Myrtenstäckchen.“

Sie war an das Fenster getreten, um das Brett zur Aufnahme der Blumen zu betrachten, wandte sich aber plötzlich wieder um und fragte: „Du, wer ist denn das?“

Sie hatte über die Straße hinübergeschaut, in ein Zimmer, dessen Fenster nicht durch Vorhänge verschlossen waren, und hatte drüben in der öden, unfreundlichen, junggesellenhaften Wohnung einen Mann herumgehen sehen. Es war eine ziemlich große, bagre Gestalt, mit hübschen Gesichtszügen wie es in dem schwachen Lichtschein schien.

„Das ist der Herr Piribauer, der Kanzlist, ein armer Teufel!“ sagte Demoiselle Jettchen.

„Mir scheint, es ist ein ganz angenehmer Mensch!“ meinte Demoiselle Lottchen.

„O, über diesen Leichtsinn; woran willst Du denn das erkennen? Angenehm!“ — Jettchen schlug die Hände zusammen, — ich möchte wetten, er läuft wieder in den Strümpfen drüben herum, und darin sind weder Fersen noch Spitzen!“

„Deshalb mag er doch ganz angenehm sein; ihm fehlt eben nur eine tüchtige Frau, die das alles in Stand hält. Er kann sich doch nicht selbst hinsetzen und die Strümpfe stopfen.“

„Und Du meinst, da könnetest Du vielleicht!“ Demoiselle Jettchen hatte es ungestüm herausbrechend gesprochen, — nun unterbrach sie sich. Sie wandte sich zu dem Tische hinüber und fuhr mit einem dort liegenden Tuch über die helle, glänzende Fläche. Wie beschämmt hielt sie sich von der Schwester abgewandt.

Nach einiger Zeit sagte sie in die tiefe Stille hinein: „Ich denke, Du wirst müde sein, Lottchen. Willst Du nicht schlafen gehen?“

Demoiselle Lottchen hatte die ganze Zeit schweigend am Fenster gesessen und in die Dämmerung draußen und in das armelige Stübchen des Kanzlisten hinüber gesiehten. „Ja,“ sagte sie, wie im Traume, und erhob sich. Dann folgte sie der Schwester, die mit dem Licht in der Hand voranging.

\* \* \*

Über der Thür des alten Giebelhauses prangte noch immer das blaue Schild mit den weißen Buchstaben, denen rothe Schatten angemalt waren; doch hinter dem Namen hatte sich das Wörthen, selig! ganz klein eingeschrieben, und unter dem Beginn des Wortes Winnebeck war ‚Erben‘ gemalt.

Die beiden Demoisellen hatten nun eine Zeit vor sich, in der sie sich als freie, thätige, ehrenhafte Menschen fühlen konnten. Nicht, daß sie das letztere früher nicht gewesen, aber damals waren sie noch nicht Menschen, von denen es sich zu reden verlornte.

Doch nun! —

Die Tage gingen vorüber in altgewohnter Weise, im Sonnen-

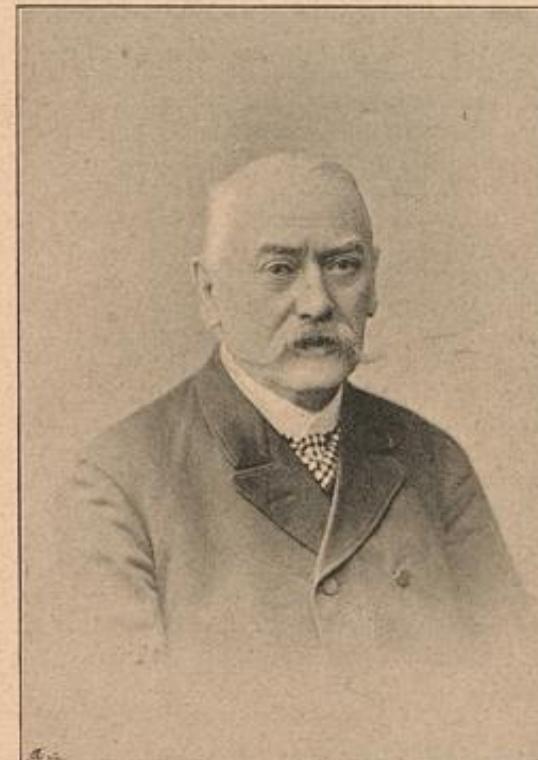
schimmern, im Wollenschatten, im Regen. Doch meist im ersten, denn aus dem Frühjahr war der volle Sommer aufgestiegen, und nun war es Herbst. Erster Herbst noch, September, in welchem die rothen Tinten den Blättern anliegen, wie Liebesröthe einem Antlitz.

Es war Sonntag und der Laden unten geschlossen. Die Demoisellen sahen oben im Zimmer, schweigend, mit kleinen Handarbeiten beschäftigt, wie gewöhnlich. Da meinte Demoiselle Jettchen plötzlich: „Ich möchte wohl nach dem Friedhof gehen und sehen, wie sich das Grab der Tante Winnebeck gemacht hat.“

„Ja,“ erwiderte die Schwester, „das wird gut sein; und vergiß die Gießkanne nicht. Mich dächtest, es muß draußen alles sehr trocken sein, die Sonne brennt heiß!“

„Die Herbstsonne?“ Demoiselle Jettchen sagte es fragend, und ihre Augen sahen in die zitternde, warme Lust des Stübchens mit felsamem Ausdruck hinein. „Die ist nicht heiß und tödet keine Blume, sie ist nur warm und schön, wie — ich kann's nicht sagen, — vielleicht wie Mutterliebe, — vielleicht —“

Sie hatte durch das Fenster gesehen und drüben in seiner öden Wohnung Herrn Piribauer bewohnt. Er hatte den Hut in der Hand und ging nach der Thür. Demoiselle Jettchen sah das wie im Traume. „So schön vielleicht, wie —“, wiederholte sie; — doch das Gleiche kam nicht von ihren Lippen. Die armelige Stube drüben lag nun reglos und verlassen, und das felsame Glümmern in Demoiselle Jettchens Augen zerrann wie in sich selbst.



Heinrich Brugsch Pascha. — Siehe Seite 159.

Nach einer Photographie von W. Hoffert, Hof-Photograph, Berlin.

räthselhaft. Im schönsten Alter, glücklich, — wer möchte da wohl ans Sterben denken!“

„O, ich dachte auch wohl nicht an mich,“ erwiderte Jettchen; „ich meinte nur den Schmetterling — sehen Sie ihn, wie er sich hier unter die Blätter verborgen hat?“

Demoiselle Nachbarin haben ein liebvolles Auge für die kleinen Mitbürgen der Erde; es möchte dieselben wohl mancher große beneiden!“

Nun begann die Hand der Demoiselle zu zittern, und eine felsame, freudige Belebung legte sich auf ihr Herz. „O, Herr Nachbar!“ Sie standen sich einen Augenblick verlegen gegenüber, dann brachte Jettchen mit einer hastigen Frage ein anderes Gespräch in Gang.

„Wie kommt's, Herr Nachbar, daß Ihr Weg Sie hierher führt? Sie haben doch wohl hier niemand zu besuchen?“

Er zögerte ein wenig. „Ich kann's ja doch sagen!“ meinte er dann. „Ich habe wohl jemand hier, wenn er mir auch sonst fern stand. Da drüben, sehen Demoiselle Nachbarin! Das Gold ist aus den Buchstaben verwischt, es ist schon lange her, daß sie hergebetet wurde. Heute will ich Abschied nehmen.“

Jettchens Augen waren seiner deutenden Hand gefolgt. „Die Demoiselle Minna Jungblut?“ fragte sie dann verwundert, „die habe ich noch gesehen. Sie mußte in meinem Alter sein und war ein hübsches Mädchen. Ihre Eltern hatten ein großes Haus am Markt und waren reiche Leute. Sind die Jungbluts mit Ihnen verwandt gewesen?“

„Nein,“ sagte er langsam, und seine Augen hingen noch drüben an dem grün überwucherten Grabe, aus dessen hohem Graue ein halbwüchsiger Rosenstock auffragte.

Nun hatte Demoiselle Jettchen begriffen, und es ward ihr wunderbar weich um das Herz. Das war seine Liebe, der er noch nach langen Jahren anhangt, um derentwillen er ein alter, verlöchter Junggesell geworden war!

Sie waren einige Schritte zurückgetreten, in den Schatten des Rondells, und da, in der tiejen, tiefen Stille, kam ein felsamer Ruth über die sonst so scheue Demoiselle. Sie ergriff Herrn Piribauer's Rechte und drückte sie feierlich: „Mein armer Herr Nachbar, und das haben Sie so getragen, so still und ruhig die ganzen Jahre, kein Mensch hat's gewußt!“

Er nickte.

„Und die Treue so gehalten! O, wer so geliebt würde!“

Herr Piribauer erwiderte den Druck ihrer Hand, und sie gingen nun langsam den Weg entlang. Dann sahen sie beide zum Grabe der seligen Julianne Winnebeck; während Jettchen dessen Unkraut ausjäte, holte ihr Herr Piribauer die Kanne voll Wasser. Es war alles so still, so schön, so friedlich, kein Mensch sonst auf dem Gottesacker zu sehen, und in der Brust der alten Demoiselle trieb in dieser Stunde die jung erwachte Liebe ihre hoffnungsfreudigen Sprossen.

(Schluß folgt.)

Rachdruck verboten.

### Es ist ja nur das Fräulein!

Einquartierungs-Plauderei von Hans Nagel von Bravé.

**S**ie kommt immer darauf an, wie man es ansieht, Frau Gräfin! Dahinter dem einquartierten Premier-Lieutenant von den Husaren ein ganz simpler Universitäts-Professor steht, — ein Sommer-Lieutenant, — das ist eine Entdeckung, die nicht von allen Schloßfrauen mit dem gleichen Ausdruck begrüßt wird, wie soben von Ihnen!“

„Inwiefern, Herr Professor?“

„Bitte, jetzt Lieutenant! Während der acht Wochen Dienstzeit verschwindet der Gelehrte! — Inwiefern fragen Sie? Nun, ich habe so meine kleinen Erfahrungen gemacht im Laufe der Jahre und auf meinen Manöver-Berügnügen durch drei verschiedene Provinzen des Reiches. Sie glauben gar nicht, Gräfin, mit wie verschiedenem Ausdruck die vier Worte: „Ah, Sie sind Professor“ oder „O, Sie sind Professor“, von mehr oder weniger zartem, mehr oder weniger vornehmem und mehr oder weniger wagemuthigem Geiste dientendem Frauenmund ausgesprochen werden können!“

„Das verstehe ich nicht!“

„Das glaube ich! Und dennoch ist es so. Die Manöverzeit gewährt dem Beobachter ein großes Feld zu gewissen Forschungen. Jeder Tag führt in neue Umgebung, in andere Verhältnisse, und es gibt nichts Interessanteres, wie so neben den Attaden, den Patrouillen, den Appells, in den freien Stunden und an Ruhetagen noch Menschen-Studien zu machen. Wenn ich ein Schloß, ein Gehöft, ein Landhaus als Einquartierter betrete, so weiß ich sehr bald, weß Geistes Kinder meine Wirthen sind, oder ob sie überhaupt zu den Geisteskindern zählen. Freilich, nicht nur ein natürlicher Instinkt, sondern eben langjährige Erfahrung und ganz bestimmte Merkmale ermöglichen eine fast niemals trügende Prognose, und diese Merkmale bleiben dieselben, im Westen wie im Osten wie in Oberschlesien.“

„Nun?“

„Schon ehe ich Gelegenheit finde, mit der Dame des Hauses näher bekannt zu werden, weiß ich jetzt, ob sie sagen wird: „Ah, Sie sind Professor!“ — oder „O, Sie sind Professor, — nicht Offizier?“ — ob in den Augen der freundlichen Dame — nur auf Damen beziehen sich meine Merkmale — der Herr von M. mehr oder minder hinabsteigt, wenn er zu erkennen gibt, daß er außer dem bunten Atilla auch den schwarzen Talar anzulegen berechtigt ist.“

„Das wäre doch zu thöricht!“

„Freilich, Gräfin, mit dem Verstande stehen auch meine Merkmale in Wechselwirkung, — noch öfter mit dem Unverstände.“

„Da bin ich doch neugierig, Herr Prof — Herr von M.! Haben Sie jene niemals trügende ‚Charakter-Prognose‘ etwa auch mir gestellt?“

„Sie madten mir das leicht, Gräfin.“

„Und das Neujahr?“

„Ihr Lächeln läßt mich auf Ihren Unglauben schließen! Und doch könnte ich Sie überzeugen, daß —.“

„Run, daß? — Bitte überzeugen Sie!“

„Gut, Gräfin. Schon ehe Sie, bis auf den Willkommen-gruß, ein Wort an mich, den Lieutenant, richteten, sand-



## Der Thaterwirth.

Nach dem Bilde von Franz von Defregger. — Siehe Seite 159.

ich Gelegenheit zu einem Einblick in Ihren Charakter, in Ihr — Herz!"

"Um Gottes willen, Sie erzählen mich ja! War's denn sehr Böses, was Sie sagen?"

"Böses, — nun ja, auch, — aber zumeist Gutes."

"Und?"

"Ein Wohlwollen, das Energie und Selbständigkeit hinter sich hat, das sich mit klarer Urtheilstraft und dazu mit Menschenkenntniß verbindet, mußte Ihnen ein festwurzelndes Vertrauen in Ihrer Umgebung schaffen; und in diesem Vertrauen finden Sie wiederum eine glückliche Befriedigung. Enttäuschungen, die auf Ihr heiteres Temperament zerstörend einwirken könnten, halten Sie Sich fern; Ihre Menschen-

kenntniß bewahrt Sie vor jenem übertriebenen Optimismus, der nur zu oft sich mit dem Wohlwollen mischt und dieses an ungeeigneter Stelle zur Geltung bringt!"

"So bin ich wirklich?"

"Gewiß, Gräfin!"

"Das ist ja vortrefflich! Und wie folgerichtig zurechtgelegt!"

"Nun, habe ich in irgend einer Richtung falsch kombiniert?"

"Ehe ich antworte, sollen Sie mir sagen, woher Sie das alles wissen, Herr von M.?"

"Ich weiß noch mehr, Gräfin! Ich weiß auch, daß Sie bei einigen Ihrer Nachbarinnen durchaus nicht verstanden werden in Ihren Interessen; — ja, ich weiß sogar, daß Sie Sich aber daraus gar nichts machen!"

"Woher wollen Sie meine Interessen kennen, mein Herr Professor? Außerdem irrten Sie diesmal, ich bin mit meinen Nachbarinnen völlig d'accord."

"Was man so nennt! Doch — ich will nicht widersprechen. Nur zwei dieser Damen lernte ich kennen, die Baronin Berlton auf Schönberg und die Geheime Commercierräthlin Abow auf Oberlauten, — und zwar auf denselben Wege, der mich auch bei Ihnen, Gräfin, zur Erkenntniß führte. Ich fand auch dort meine Rückschlüsse durchaus richtig!"

"Auch dort! Als ob Ihre Rückschlüsse auf mich bereits als richtig anerkannt wären."

"Ich hätte also unrecht, und die beiden Damen wären Ihnen sympathisch!?"

„Um Gottes willen, — ja, Sie haben recht! Beide sind gewiß gute Frauen, aber — doch nun weichen Sie mich endlich ein in Ihre, — wie nennen Sie es doch? — Ihre Kabbala, — Ihre Rückschlüsse!“

„Nun, ich ziehe sie — aus der Stellung des Fräuleins im Hause, aus dessen Behandlung, Wirkungskreis, Bildungsgrad, — ja, schon aus der Anrede!“

„Des Fräuleins?“

„Sehr wohl, Gräfin! Haft in jedem Vandhause ist doch mindestens ein Exemplar dieser Art zu finden, eines jener aus mehr oder minder gebildeten Kreisen stammenden Mädchen, die durch die Verhältnisse oder auch durch einen lobenswerthen Selbstständigkeitstrieb veranlaßt sind, sich ihr Brod selbst zu verdienen, mag es nun als Erzieherin, Stütze, Gesellschafterin oder als sogenannter Besuch sein. „Besuch“ ist in diesem Falle ein euphemistischer Ausdruck für Töchter verarmter Verwandter, Waisentöchter, die zwar nicht die Vortheile des Berufsfrauleins genießen, dagegen aber alle Nachhilfe und Placeren aufgebürdet bekommen, gerade wie diese.“

„Aber auf krummem Wege wird es erreicht?“

„Glauben Sie mir, Gräfin, er ist in mancher Beziehung sicherer zum Ziele führend, als der gerade, der übrigens in den meisten Fällen für uns Lieutenant ist durch alle die Stabsoffiziere und Mittmeister verpreßt ist, welche ältere, d. h. Anciennetäts-Vorrechte an die Conversation mit der Quartier-Wirthin haben; — und die Zeit ist ja auch kurz bemessen. Da bin ich denn zumeist schon orientiert, wenn später auch auf mich der Gnadenblitz der Herrin fällt.“

„Durch das Fräulein also! Hat etwa auch Therese aus der Schule?“

„Bitte, nicht weiter, Gräfin! Nicht aus indiscreten Worten schöpfe ich meine Weisheit. Meine Combinationen reden ohne Worte.“

„Darf man wissen, wie Sie das Medium des Fräuleins ausnutzen, um in die Seelentiesen oder -Untiesen der Quartier-Mütter einzudringen? Hängen Sie bei mir an, — ich sah Sie in lebhafter Unterhaltung mit der Therese! — Uebrigens ein gezeichnetes Mädchen, meine Gesellschafterin, nicht?“

„Nicht nur das! Ich sah sie auch unterrichtet, frischen Geistes und vielseitig interessirt. Ferner mußte es mir auffallen, daß Sie von der üblichen Form abwichen, in welcher das Fräulein mit dem Hausbesuch bekannt gemacht wird, und — da lohnte es sich zu combiniren, — Sie verstehen, Gräfin?“

„Doch nicht völlig! Sagen Sie mir zuerst, was ist die übliche Form in diesem Falle, und dann, wie Sie aus den eben genannten Eigenschaften Fräulein Therese's ein so präzisirtes Urtheil über mich bilden konnten? Freilich, — die Fehler beham ich nicht zu hören, Ihre Kabbala scheint auf die nicht gemünzt!“

„Die sollen Sie auch hören, Gräfin; zuvor aber Antwort auf Ihre Fragen! Die übliche Form, in der man mit dem Fräulein gewöhnlich bekannt wird, werde ich Ihnen in den Beispielen Bertow-Abow geben und den Rückschluß, — eine Frage zuvor, — nicht wahr, Fräulein Therese ist seit fast drei Jahren bei Ihnen?“

„Ganz recht, und hoffentlich noch für lange, denn leicht ist's nicht, eine passende Gesellschafterin zu finden!“

„Da führen Sie mich schon selbst auf einen meiner Rückschlüsse. Sie haben in der Wahl Ihres Fräuleins Menschenkenntniß bewiesen, während schon aus der Art der Vorstellung der von Ihnen abhängigen Dame — Sie nannten deren Familiennamen, wie bei jeder anderen Vorstellung — offenkundiges Wohlwollen sprach. Dass Sie auch in geistigem Austausche mit der selbstgewählten Gesellschafterin Anregung suchen, zeugt ferner für Ihre, über Haushalt, Gesellschaft und bloße Unterhaltungs-Romane hinaus reichenden Interessen.“

„Haft, woher kennen Sie die? Beweise!“

„Sut! — Ich sah Buckle aufgeschlagen neben dem Playe des Fräuleins, — drüber am Fenster. — Schwerlich liest sie ein solches Werk hier im Salon für sich allein.“

„Sie haben recht! Wir finden Gefallen am Gedankenaustausch bei solcher Lecture. Aber weiter!“

„Die Aufmerksamkeit, mit der Ihre Gesellschafterin Sie im Auge behielt, auch während der Conversation, die Art, wie ein ganz kurzer Blick sofort von der jungen Dame verstanden und ausgeführt wurde — es handelte sich um Einschreibung eines Blattes für einen unerwarteten Gaste — ließen mich erkennen, daß trotz Wohlwollen und Interessen-Gemeinschaft die beiderseitige Stellung während der drei Jahre durchaus intact geblieben ist, daß die Hausfrau an Selbstständigkeit und Energie nichts einbüßte.“

„Nun, das wäre doch noch besser!“

„Und kommt doch vor! Wer weiß, ob Fräulein Therese einer schwachen Frau gegenüber nicht weniger ausmerksam geworden wäre im Laufe der Jahre.“

„Ei, ei, Herr Professor, aus dieser, Therese betreffenden Neuherierung, erkenne auch ich den Menschenkenner in Ihnen! Ja, wenn Sie den Charakter des Fräuleins so sondieren, dann mögen Ihre Rückschlüsse mitunter zutreffen; — aber, wie es scheint, zeigen Sie nur die Lichtseiten, die Schlagschatten blieben Sie mir noch schuldig!“

„Gräfin, die will ich Ihnen durch die Vermittlung der Fräulein in Schönberg und Oberlauten an anderen Beispielen zeigen; es wurde der Professoren-Erfahrung doch gar zu sehr widersetzen, sollte ich Ihnen sagen, was ich aus der Thatfache combinirte, daß der Gesellschaftsdame Ihren Wahl die landesübliche Schönheit nicht im Übermaß zu thun wurde.“

„Ah, — ich verstehe Sie, Herr Professor! Nun, Sie sollen den Beweis haben, daß ich mit der mir zuerkannten Energie auch Muth vereine, den Muth zur Wahrheit! Ja, auch darin haben Sie richtig kombiniert, — nennen Sie es Eitelkeit, wenn ich nicht gern eine Gesellschafterin um mich habe, die durch äußere Reize — sagen wir: mich in den Schatten stellt. Dazu bin ich eben noch zu jung, und diese Furcht ist eben ein Schlaglicht, der auf meinen Charakter fallen mag. Aber lassen Sie uns weiter wandern im — Schatten.“

„Bedauere! — Sonst überall nur Licht!“

„Dann also zu Schönberg, — bin doch neugierig! Waren Sie dort eingekwartiert?“

„Gestern. Sie kennen die Frau von Bertow; Sie werden daher meine Argumente erproben können, — ich habe kaum zehn Worte mit ihr gesprochen. Wir waren bereits im Begriffe, uns zu Tische zu setzen, als eine noch sehr junge Dame, gefolgt von drei Kindern, den Thaal betrat. »Würden Sie uns vorstellen?« bat der Oberst. »It überflüssig, das ist nur unser Fräulein,« lautete die Antwort in dem betreffenden Tone. Die junge Dame mußte wenigstens den Sinn der Worte erkennen; sie wurde von Purpurglut überzogen. In diesem Augenblide trat der, auch heute überzählig zu Tische erschienene Fähnrich ein. Einen Augenblick nur sahen die Dame Bertow einen Ausweg zu suchen, dann war er gefunden. In gar nicht einmal freundlichem Tone wandte sie sich an die Erzieherin: »Wir würden dreizehn sein, bitte essen Sie unten bei Alsy!« — Die zwölf- und elsjährigen Töchter blieben bei Tische, während das Fräulein bei der vierjährigen Alsy und deren Bonne aß!“

„Und daraus gingen Sie Ihre Consequenzen, Herr Professor?“

„Noch nicht, ich kannte ja das Object solcher Behandlung nicht genügend; aber als ich nachmittags — die Kleine der Conversation mit der Hausfrau war noch nicht an mich gekommen — im Garten das Fräulein traf, reizte es doch meine Neugier, ein Urtheil über sie zu bekommen; sie konnte ja eine geistig ganz minderwertige Person sein, wenn auch ihr Neueres dagegen sprach.“

„Natürlich stellte ich mich ihr als Professor vor, um leichter zum Ziele zu kommen, und bald enthielt sie denn in der kleinen, bescheidenen Person ein Bildungsgrad, eine Art, in klaren, logisch folgerichtigen Sätzen zu sprechen, die mich unwillkürlich nach den Quellen forschen ließen, aus denen sie neben dem Wissen ein Verständnis für das Erlernte schöpfe, weit über die Resultate unserer Frauen-Seminare hinausgehend. Ich erfuhr, daß sie die Real-Curse in Berlin besucht hatte, und nun in erster Stellung sei. Als ich meine Freunde darüber aussprach, solche Fortschritte gegen frühere Gouvernanten-Praxis zu gewahren, antwortete das Fräulein fast traurig: »Ich hatte mir selbst meine Heilsarbeit in ihren Wirkungen viel eignesreicher gedacht, als — sie es nun ist, trotzdem die Kinder sehr gut lernen.« — Ich schloß unwillkürlich daraus —“

„O, ich sehe noch heute den empörten Ausdruck der Bertow,“ fiel die Gräfin ein, „als sie mir erzählte, die neue Gouvernante wäre ganz unbrauchbar. Statt die Mädchen ordentlich auswendig lernen zu lassen, Begriffe und Regeln, wie das auch in ihrer Jugend geschehen sei, verlangte sie von den Kindern, aus eigenem Verstande die Antwort auf die gestellten Fragen zu entwickeln! — Logif! So etwas habe sie nie gehört, und ihre Töchter brauchten das daher auch nicht. Französisch, Englisch, — darin mußte eine junge Dame zu Hause sein, die in der Gesellschaft Erfolg und einen Mann finden sollte, — allenfalls noch Klavierspielen, wenn das auch nur bis zur Hochzeit dauerte!“

„Da brauche ich Ihnen wohl nicht erst die Schlüsse mitzuteilen, die ich aus der Beziehung zwischen Schloßfrau und Gouvernante zog, Frau Gräfin! Ich brauche wohl ebensoviel zu sagen, daß ich der Frau gegenüber ganz Lieutenant v. M. blieb, trotzdem sie mich später einer eingehenden Erörterung über die Sorttrefflichkeit ihrer Erziehungs-Maximen würdigte. Es ist eine Thatfache, daß gerade hochmuthige, also geistig beschränkte Frauen sich für die besten, vortrefflichsten Mütter und Erzieherinnen halten. Da sie, vermöge mangeindigen Verstandes, einer Überzeugung durch logische Beweise absolut unzugänglich sind, so bleibt ihre Ansicht stets unansehbar und endlich sogar unangefochten, — wer dreist schließlich gern leeres Stroh? Nun, — Sie müssen mir recht geben, wenn ich — zwischen Ihnen und Frau von Bertow keine Berührungspunkte jütte!“

„Sie wären allerdings schwer zu finden, aber — Sie nennen da auch die Geheimräthrin auf Oberlauten!“

„Diese nur, weil ich eben ein Beispiel ganz anderer Charakters aus Ihrem Verhältnisse für meine Theorie zur Geltung bringen möchte!“

„Die Geheimräthrin ist weder hochmuthig noch rücksichtslos, da haben Sie recht; sie ist im Grunde —“

„Eine jogenannte gute Frau, und dennoch, — als sie mir ihr Fräulein vorstelle — »Herr Lieutenant v. M. darf ich Sie bekannt machen mit unserer lieben Comtesse...« Nachdem aber die Comtesse in einigen banalen Redensarten, in Fragen nach Personen adeliger Familien ihren Ideen-Kreis klargelegt hatte, da war es mir nicht mehr zweifelhaft, daß es eben nur der illustre Name bewirkte, der das bagere, häßliche Mädchen zur lieben Comtesse stembelte, und die liebe Comtesse wurde in meinen Augen das Aushängeschild für die Überhebung der alten, sonst gar nicht so übeln Parvenue. Für das Fräulein konnte es freilich keine bessere Verwerthung geben, man zahlte eben Reclame-Preise für ihre jogenannten Dienste. — Nun, Gräfin, hatte ich unrecht, wenn ich annahm, daß auch der gleiche, wie die Geheimre, nicht zu Ihnen paßt?“

„Ich kann Ihnen nicht widersprechen und will nur hinzufügen, daß die Comtesse noch tödlicher auf meine Nerven wirkt, als die Geheimre Commercierräthrin. Aber, bitte, Jahren Sie fort in Ihren Schlüssen, — ich möchte von Ihnen Erfahrungen noch mehr profitieren!“

„Ich habe lediglich noch ein paar unpersönliche Beispiele aus meiner Praxis anzuführen. — Findet man das Fräulein eng angehlossen an die Hausfrau, und der Hausherr spricht mit einiger Rücksichtslosigkeit, vielleicht auch Taktlosigkeit von der Person, so kann man fast mit Sicherheit darauf rechnen, daß die Charakterfestigkeit der jungen Dame sich besonders dem Familienhäupe gegenüber bewährt, — Hausherren sind manchmal sonderbar, besonders wenn sie taktlos sind und in ländlicher Abgeschiedenheit leben, — ferner aber auch, daß eine Bährung zwischen Mann und Frau existirt. Der Einquartierte thut dann am besten, beide einzeln zu genießen.“

„Ich habe niemals daran gedacht, daß man vom Fräulein auch auf Chezwiste schließen könnte, bewundere aber die Beobachtungsgabe des Herrn Premier-Lieutenants. Noch eins! — Sind es nur die Fräulein, die Ihnen die Prognose über die Quartier-Wirthinnen liefern, oder fand Ihr Forschungs-trieb auch andere Wege, während einer Tages-Einquartierung in die Geheimnisse der Frauenseelen einzudringen?“

„Gewiß, Gräfin, — ich nenne den Vergleich zwischen Wäschespind und Bücherregal! — Erfolg ebenso unfehlbar wie das Fräulein!“

„Gnädige Frau Gräfin, ist Abendessen schon aufgetragen;

find gnädiger Herr Graf und Pan-Oberst schon im Speisesaal?“ meldete der Diener in stark polnischer Betonung.

„Da müssen wir die Schlüsse von den Schränen auf Herz und Intelect der Quartier-Damen bis nach dem Thee aufschieben. Kommen Sie, Herr Professor, reichen Sie mir den Arm!“

Nachdruck verboten.

### Polen-Teppiche.

Von Alois Riegls.

Siehe die Abbildung Seite 160.

**D**unter den zahlreichen Ausführungen und Lehren, die wir aus einer aufmerksamen Betrachtung der orientalischen Teppiche schöpfen können, ist vielleicht die für unsre Generation und für die modernen Kunstsstreben wichtigste: die Wahrnehmung, daß es keineswegs einer reichen Fülle äußerer stofflicher Anregungen, eines besonders üppig bestellten Vorwaths an verwertbaren Motiven bedarf, um ein lebendiges und fruchtbares Kunstschaffen zu begründen. Hat man nämlich eine größere Anzahl orientalischer Teppiche von verschiedenster räumlicher und zeitlicher Herkunft auf alle ihre technischen und künstlerischen Eingebungen eingehend untersucht, so daß man endlich aus der anscheinend unübersehbaren Fluth von wechselnden Erscheinungen heraus das Bleibende, das allem Gemeinsame und zu Grunde Liegende zu erfassen vermöchte, so wird man billigermaßen staunen über die geringe Zahl der Einzel-Motive, mit denen eine immer frische und unendlich neu und unabhängig erschauende künstlerische Phantasie gewußt hat, die anscheinend mannigfaltigsten Gebilde hervorzubringen. Wenn wir also die Erscheinung, die und namentlich die aus früheren Jahrhundertern stammenden orientalischen Teppiche, als Ganzes genommen, darbieten, mit Recht bewundern und in gewisser Beziehung auch für unser modernes Kunstleben als anstrebenswert ansehen, so wird es nützlich sein, sich dabei gegenwärtig zu halten, daß jene uns so musterhaft dünkelnde Erscheinung nicht auf Grund einer endlosen Jagd nach neuen Motiven zu stande gekommen ist, sondern im wesentlichen der Beweglichkeit und Aufgewecktheit der künstlerischen Anschauung und Empfindung der Orientalen früherer Cultur-Perioden ihre Entstehung verdankt.

Die scheinbare Eigenart, mit der sich gewisse Gruppen aus der Gesamtheit orientalischer Teppiche herausheben, ist in manchen Fällen eine so weitgehende, daß man einzelnen darunter sogar den orientalischen Ursprung abzusprechen geneigt war. Das lehrreichste und in jeder Richtung interessanteste Beispiel bieten in dieser Hinsicht die sogenannten Polen-Teppiche. Diese kennzeichnen sich im allgemeinen durch verhältnismäßig kleines Format, durch fast ansatzlose Wahl des allerbesten Materials, Seide, Gold und Silber, ferner durch gewisse Eigenhümlichkeiten der Knüpfung und der Musterung, in welch letzterer Richtung der gänzliche Mangel an Thiersiguren (mit einer einzigen, mir bekannt gewordenen Ausnahme) als besonders bemerkenswert verzeichnet werden darf.

Die ersten Exemplare dieser Gattung, auf welche die Aufmerksamkeit teppichforschender Kreise gelenkt wurde, stammten aus französisch Czartoryski'schem Besitz und waren auf der Pariser Weltausstellung im Jahre 1878 ausgestellt. Außer den genannten Eigenhümlichkeiten trugen diese Teppiche zum Überfluß die polnischen Wappen ihrerfürstlichen Besitzer zur Schau, ein Umstand, der die entscheidende Veranlassung bot, daß man die Teppiche nicht orientalischen, sondern polnischen Ursprung zuweisen zu müsen glaubte, wofür man eine weitere Stütze in der tatsächlich aus polnischem Boden nachgewiesenen Fabrikation polnischer Gürtel nach dem technischen und künstlerischen Vorbilde der persischen Seiden-Kunstweberei zu besitzen vermeinte. Vereinzelt tauchte in der spätrömischen einßligigen Literatur noch das eine oder andere Exemplar der gleichen Gattung auf, dem dann — wie z. B. von Robinson in den Eastern Carpets — sofort polnische Herkunft zugesprochen wurde.

Erl durch die Wiener Teppich-Ausstellung vom Jahre 1891 ward eine Richtigstellung des durch die Bezeichnung Polen-Teppiche vollenldsanctionierten Irrthums angebahnt. Überraschend groß war die Zahl, in welcher da Teppiche dieser Art zusammentrafen. Es fiel auf, daß sie zum größten Theile aus festem, altertem, fürstlichem Besitz stammten, — so des österreichischen Hofs, des Fürsten Liechtenstein, des Grafen Schönborn u. s. w., — und daß sie im europäischen Handel nur äußerst selten, im orientalischen aber gar nicht vorkamen. Schien letzterer Umstand den Verdacht europäischer (polnischer) Herkunft zu bestätigen, so bot gerade die durch die Massen-Ausstellung orientalischer Teppiche ermöglichte genaue Vergleichung der betreffenden Teppich-Klasse mit allen übrigen den unwiderprüchlichen Beweis, daß alle entscheidenden Merkmale auf echt orientalischen, und zwar persischen Ursprung hindeuten, sowie, daß sich daran von Absonderlichkeiten, wie sie an den im Berliner Kunstmuseum und im Indra-Museum verwahrten, mit spanischer Fabrication in Verbindung gebrachten Teppichen zu vermerken sind, nicht annähernd eine Spur vorsindet.

Den eigentlichen Schlüssel zur Lösung des Räthels bot erst die beglaubigte schriftliche Nachweisung der Provenienz einiger von diesen Polen-Teppichen. Diese befinden sich im Schape San Marco, wohin sie am Anfang des siebzehnten Jahrhunderts als Geschenk des Shah von Persien an die Republik Venetia gelangt sind. Es sind dies somit Lazarus-Teppiche, angefertigt in einer der landesherrlichen Manufacturen des persischen Shah, um an europäische Gewaltthaber zu deren Gebraude verschickt zu werden.

Also zu europäischem Gebraude! Nun erklärt sich manches an diesen Teppichen, daß man mit echt orientalischer Herkunft nicht zusammenzureimen vermöchte, auf ganz natürliche Weise. Vor allem das Format: sollten doch diese Teppiche nicht zum Zwecke des Bodenbelags in persischen Wohn- und Repräsentations-Räumen dienen, sondern als Wand- oder Möbelbehänge in europäischen Prunkzimmern. Die verhältnismäßig lose, schüttende Art, in welcher die Metallfäden in den getnuppten Grund eingewirkt sind — eines der meist charakteristischen Merkmale der ganzen Klasse (siehe die Farbentafel in voriger Nummer) — weist schon allein darauf hin, daß die Teppiche von vornherein nicht dazu bestimmt waren, mit Füßen getreten zu werden, was dann freilich, nach dem Ausschneien zu schließen, in Europa vielfach dennoch geschehen ist. Dies ist ein

überaus bezeichnender Unterschied von den zu echt orientalischen Gebrauche bestimmten Teppichen (den sogenannten Susandschird), an denen die Metallstäden knapp und streng über die Kette gewirkt erscheinen. Die Bestimmung zu Geschenzwecken ist ferner aus der Wahl des kostbarsten Materials zu ersehen, und dabei spricht wieder die Wahl der Seide für europäische Bestimmung, da der Orientalie selbst für Luxus-Teppiche mit entschiedener Vorliebe thürische Wolle verwendete, wogegen in Europa im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert die Seide vom Begriffe eines Prunkstoffs als unzertrennlich galt. Vielleicht erklärt sich auch das Hinweglassen der bekannten Thiergruppen, die in der Regel den Sieg des Starken über den Schwachen, des Löwen über den Stier, und dergleichen zur Anschauung bringen, aus dem besonderen Zwecke dieser Teppiche. Mit höchster Wahrscheinlichkeit ist aber darauf, schon mit Rücksicht auf das meist gewählte kleinere Format, das streng und einheitlich componierte Muster des nachstehend abgebildeten Teppichs zurückzuführen, das eher der abendländischen Kunstweise entspricht, wogegen dem Geschmacke der Orientalen die fortlaufende Wiederkehr eines kleineren Musters in endlosem Rapport gemäher war. Der stilistische Charakter des Blumenmusters weist aber, in genauer Übereinstimmung mit der durch die Teppiche von San Marco gebotenen Datierung, auf die Zeit Shah Abba's des Großen und seiner nächsten Nachfolger, also auf die Zeit der glänzendsten Machthaltung der persischen Sassiden-Herrschaft am Ende des siebzehnten und in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts.

Was nun der Gegenstand lebhaftesten Begehrens und hoher Werthschätzung seitens der Europäer im siebzehnten Jahrhundert gebildet hat, — warum sollte es am Ende des neunzehnten Jahrhunderts nicht des gleichen Preises würdig sein? Handelt es sich doch dabei um einen Gegenstand, der nicht bloß als exotische Kunst-Gloriette in unsären modernen Wohnräumen figuriren würde, — einen Gegenstand, den unsere Vorfahren sehr wohl zu nutzen gewußt haben, und den daher gerade unsere Zeit, die mehr als irgend eine frühere Bedeutung und Vorzüglich verlorenen Kunstwerken und ihrer Denkmäler zu schätzen weiß, sich mit Geschick zu eignen zu machen imstande ist. Freilich aus dem Oriente stehen Polen-Teppiche heutzutage kaum mehr zu erwarten; die Luxus-Manufakturen des persischen Shah gehören nunmehr ebenso der Geschichte an, wie diejenigen der türkischen Großherren in Kleinasien und der Großmogule zu Delhi und Lahore. Dafür hat der für das moderne abendländische Kunstleben charakteristische Eifer, unter der Führung antiquarischer Forschung, sich in den Vollbesitz aller technischen Proceduren gesetzt, deren die früheren Cultur-Perioden mächtig waren, und das Problem aufgegriffen und zur erfolgreichsten Lösung gebracht. Frau Leopoldine Guttmann, Lehrerin an der I. I. Kunstsiedlerschule in Wien, die sich seit mehreren Jahren dem Studium der verschiedenen älteren, orientalischen Teppichweberei-Techniken widmet, ist es gelungen, Arbeiten herzustellen, welche die technischen wie die künstlerischen Eigenthümlichkeiten der Polen-Teppiche auf das treueste und genaueste wiedergeben. Gerade bei dem bereits oben nachdrücklich hervorgehobenen Umstande, daß es sich hierbei einerseits um eine Technik von den bewährten und gerührten Qualitätten altorientalischer Textilkunstwerken, andererseits aber um die Befriedigung einheimischer, abendländischer Kunstzwecke handelt, dürfen die bezüglichen Versuche und Erfolge der Frau Guttmann in weiteren Kreisen, insbesondere der Frauenwelt, Beachtung beanspruchen. In Erwähnung dessen hat die Redaktion dieser Blätter bereits in dem technischen Theile des ersten September-Heftes jenen bedeutenden Erscheinungen verschiedene Darstellungen nebst erläuterndem Texte gewidmet, dann die erwähnte Farbentafel, und heute sieht sie mit einem Extra-Blatt ihre dankenswerthen Veröffentlichungen fort; hierzu gesellt sie das Verdienst, dem complicirten Knüpf- und Webverfahren eine einfachere Ausführung mit der Nadel zur Seite gestellt und dadurch die prächtigen Muster erst allgemeiner Verwerthung zugänglich gemacht zu haben.

Nachdruck verboten.

## Ein Liebling der Frauen.

Zu Johann Strauß's 50-jährigem Künstler-Jubiläum.

Von Heinrich Glücksman.

Siehe das Portrait Seite 180.

**G**o gäbe es ein weibliches Herz, zumal in Österreich, das nicht lebhafte schläge, wo ein weibliches Auge, das nicht leuchtete, wenn ein Walzer von Strauß erlingt, diese Zauber-Melodie, in der sich Seufzer und Jauchzen mischen, in der sich eine schluchzende und eine jubelnde Seele zu umschlingen scheinen, um plötzlich selbstvergessen hinzuwirbeln in toller Lust? Man mag den Tanz nicht lieben, die Tanzgedichte Meister Strauß's jedoch müssen jeden die Musik liebenden Menschen, insbesondere die Frauen, entzünden und begeistern. So nehmen denn leptere an der Feier des 50-jährigen Kunstwirkens Johann Strauß's, des Sohnes des vor 45 Jahren verstorbenen „Walzerkönigs“ Johann Strauß, gewiß lebhafte Anteil, und eine knappe Darlegung des bestimmden Einflusses, den ausgewählte Vertreterinnen ihres Geschlechts auf den Lebens- und Strebensgang des genialen Meisters geübt haben, darf wohl auf Interesse zählen.

Es ist nur natürlich, daß die Mutter diese Reihe führt. Was war das für eine prächtige Frau! Ein Musiker jener opferfreudigen, zum Marionett bereiten Liebe, deren nur das Mutterherz fähig ist. Wenn Johann Strauß heute von ihr spricht, zittert wohl seine Stimme und umschleiert sich sein dunkles Auge. Er weiß, daß sie der gute Genius seines Lebens gewesen, daß sie ihn der Kunst und die Kunst ihm zuführte, daß sie ihn vor der dünnen, öden Verborgenheit eines armeligen Bureaufraten-Daseins, vor dem Kerker eines verachteten Berufes gerettet hat. Ohne musikalische Bildung, hatte Annerl Streim, das holde Töchterchen des Wirthes „Zum rothen Hahn“ am Lichtenhaller Grund, doch Sinn und Liebe für Musik, und daran entzündete sich ihre Neigung für den Vorgeiger und späteren Kapellmeister Johann Strauß, dessen Gattin sie wurde. Ein so talentreicher Musiker der alte Strauß auch war, so betrachtete er doch seinen Beruf als Geschäft und war von diesem Standpunkt aus nicht sehr zufrieden. Er wollte denn auch seine Söhne nur in praktische Laufbahnen drängen, und sträubte sich mit fast grausamer Energie gegen ihr un-

leugbares künstlerisches Talent und dessen Ausbildung. Besonders lebhaft äußerte sich die Begabung und die Lust zur Musik bei Johann, dem Ältesten. Schon als ganz kleines Büblein klippte er gern auf dem Klavier und lastete wirklich oft Melodien zusammen, die er vom Vater spielen oder dessen Musiken einstudiren gehört hatte. Er war sechs Jahre alt, als er sich zuerst darin versuchte, auf den Tasten eines alten Pianos aus sich selbst hervor etwas Walzermäßiges zu tippen; die Mutter hörte, — wie Ludwig Eisenberg in der zum Jubiläum erscheinenden Biographie erzählt, — den ersten Flügelstschlag des Talentes und schrieb die Noten getreulich auf. Dieser erste Gedanke — später unter diesem Titel veröffentlicht — ist, obwohl Strauß Vater darin nur einen dummen Jungenstreich sahen wollte, doch ein interessantes Document zur Entwicklungsgeschichte eines eigenartigen musikalischen Genies, — den Kenner wohl bloß kindliche Spieleret, aber die Spielerei des geborenen Künstlers.

Auch spätere Talentproben konnten den alten Strauß nicht von der Absicht, Johann zum Bankbeamten, Joseph, seinem zweiten Sohn, zum Berufssoldaten zu machen, abringen. Da gab es harte Kämpfe zwischen Mann und Frau, die dieser das Leben vergaßten; sie ließ die begabten Jungen heimlich Musik lernen, legte sich die größten Entbehrungen auf, um die Kosten dieses Unterrichts zu bestreiten, und duldet standhaft die heftigen Angriffe ihres Gatten, der die gegen ihn gerichtete Sehnsucht entdeckte und nicht dulden wollte. Dieser Conflict spießt sich in einer Weise zu, daß die Lösung der Ehe erfolgen mußte, und vom Jahre 1843 an lebte Frau Anna Strauß ganz ihren Kindern, die ihr gerichtet zugesprochen worden waren. Sie verfügte nur über geringe Einkünfte; sie verzog sich aber auch das Nothwendige, um die Erziehung ihrer Söhne, besonders die Johanna's, dessen Genie sie mehr ahnte als erkannte, gemäß deren Neigung und Begabung zu vollenden. Als Johann am 15. October 1845 zum ersten Mal als Führer eines Orchesters vor die Öffentlichkeit trat und ein Publicum, das für seinen Vater schwärzte und sein Auftreten als Freiheit strafen wollte, in einen Taumel der Begeisterung zauberte, da stand in einem verborgenen Winkel eine weinende Frau; Freudentränen waren es, welche die Mutter des jungen Triumphators im Anklide der Verwirrung ihres Hofsens, des Lohnes ihrer Opfer vergoss. Sie freute sich noch lange an seinem steigenden Ruhme, erst im Februar 1870 that ihr edles Herz den letzten Schlag. Welches Mitgefühl der Schmerz der Familie in weitesten Kreisen damals fand, beweist der Umstand, daß an dem Todesstage der Studentenball, eine Hauptfeierlichkeit des Wiener Faschings, trotz kostbarer Vorbereitungen abgesagt wurde.

Johann Strauß vermählte sich 1862 mit der hervorragenden Sängerin Henriette von Tressy, einer Enkelin jener schönen Margarethe Schwan aus Mannheim, welche Friedrich Schiller zu den schwärmerischen Liedern „An Laura“ begeistert hatte. Die Künstlerin, die als die beste deutsche Sängerin ihrer Zeit galt und nicht nur in ihrer Heimat Wien, sondern auch sonst in Deutschland und in England rauschende Erfolge errungen hatte, trat im Vollbesitz ihrer Mittel, gegen Ende der Fünfziger Jahre, von der Bühne ab, um nur noch zeitweilig ihre beredte Stimme auf dem Kirchenchor erlöten zu lassen. Johann Strauß gewann in ihr eine Frau, wie er sie brauchte; sie bereitete ihm ein wohliges Heim, sie war ihm Helferin und Beratherin, sie beförderte die praktische Seite seines Berufes, aber ihre gediegene Kunstabildung gab ihr auch Einfluß auf sein Talent und dessen Aussprache. Und unter solchem Einfluß veredelte, verzogt sich seine Musik, darunter entstand die Sehnsucht nach der Bühne und deren für die Geschichte der modernen Oper so bedeutsame Eroberung. Ein Schlaganfall rief diese vorzügliche Frau, die für die Erweiterung des Ruhmes Johann Strauß's ehrfürchtig, eifriger sorgte, als er selbst, im April 1878 von seiner Seite.

Nach einem Zehlgriffe des vereinigten Herzens, einer kurzen Ehe mit einer Frau, die ihn nicht verstand, die ihm nicht werden wollte und konnte, was er an seiner Seite brauchte; die in sein Denken und Empfinden, Planen und Schaffen sich völlig eimpinnende Helferin, — fand er diese in idealer Vollkommenheit in Adele Strauß, einer jungen Witwe, die schon als glückliche Gattin eines guten Bekannten des Meisters in dessen Hause verfehlt und durch ihre Annuth, ihren Liebesträum und ihr Mußverständnis seine Sympathien geweckt hatte. Erst nach langer Trauer um ihren sehr jung verstorbenen Mann, in welcher Zeit sie in völliger Zurückgezogenheit nur ihrem kleinen Töchterchen Alice lebte, ließ sie sich wieder zur Theilnahme am Gesellschafts- und Kunstreben bewegen. Da fand sie der von ihr verehrte Künstler; er warb um sie, und sie widerstand nicht. Strauß vergöttert in ihr seine gute Fee; sie ist ihm alles in allem, Minister für sämtliche Portefeuilles, sein ganzer treuer und weiser Kronrat. Sie übt auf sein weiches, biegsames Wesen einen sehr günstigen Einfluß aus; mit meisterhafter Diplomatie versteht sie es, ihm die Welt fern zu halten, wenn ihn Gedanken erfüllen, wenn er ins Schaffen untertaucht, und ihn wieder der Welt zuzuführen, wenn er Rast hält und Anregung braucht. Das Beste, was er schuf, und sein höchstes Wollen hat der Einfluß dieser Frau geboren. Der Zigeunerbaron die, obwohl noch äußerlich nicht erfolgreichen, innerlich aber wertvollen Streben zur Oper fallen in die Epoche Adele, welche Strauß mit dem munteren, jauchzenden Adelen-Walzer als eine Epoche gefundenen Glücks charakterisierte. Alice aber ist zu einem anmutigen Mädchen erblüht, an dem der Papa mit grösster Liebe hängt; seine jüngste Tanz-Composition, ein flotter Landler „Auf der Alm“, galt ihrem achtzehnten Geburtstage.

Nachdruck verboten.

## Heinrich Brugsch Pascha.

Von Richard Schott.

Siehe das Portrait auf Seite 156.

**G**in vielbewegtes, arbeitsames, erfolgrechtes Leben hat durch das Hinscheiden Heinrich Brugsch's seinen Abschluß gefunden. Vom Sohn eines armen Unteroffiziers bis zum Pascha und weltberühmten Gelehrten, welch eine Entwicklung! Aber auch noch in anderer Hinsicht ist diese Laufbahn merkwürdig; kennt die Geschichte der Wissenschaft doch nur wenige Fälle, in denen sich natürliche Begabung und Vor-

liebe für ein bestimmtes Forschungsgebiet so frühzeitig mit gleicher Entscheidlichkeit offenbart hätten, wie bei Brugsch. Schon als Kind hatte ihn eine wahre Leidenschaft für alles Egyptische erfaßt; mit unermüdlichem Eifer las er alle Bücher über das Nilland, deren er nur habhaft werden konnte, und jede freie Stunde benützte er dazu, die damals im Schloss Monbijou aufbewahrte Sammlung egyptischer Alterthümer zu studiren, deren Director, der Italiener Bassalaqua, sich des wissensdurstigen Knaben mit väterlicher Fürsorge annahm. So konnte es geschehen, daß der kaum zwanzigjährige Primaner eine Schrift über die altegyptische (demotische) Volksprache veröffentlichte, die Brugsch zu einem angesehenen Egyptologen machte, noch bevor er die Schule verlassen hatte. Wie Heinrich Brugsch, der Huld Friedrich Wilhelms IV. und Alexander von Humboldt's sich erfreuend, als Fünfundzwanzigjähriger zum ersten Male das Land seiner Sehnsucht besuchen konnte, wie seine Freundschaft mit dem großen französischen Forstheren Marquette, der damals die Ausgrabungen der Todtenstadt von Memphis leitete, seine vortreffliche „Geschichte Egyptens unter den Pharaonen“ zeigte, wie er dann als Mitglied einer preußischen Gesandtschaft Persien durchkreiste und in Anerkennung seiner Verdienste zum Consul in Kairo ernannt wurde —, wie er als Professor in Göttingen 1866 sein wissenschaftliches Hauptwerk, das noch heute maßgebende „Hieroglyphisch-demotische Wörterbuch“, vollendete, um dann im Dienste der egyptischen Regierung bis zu den höchsten Ehren zu gelangen, wie er endlich als deutscher Legationsrath noch einmal nach Persien zog und vor wenigen Jahren im Auftrage der deutschen Regierung zum letzten Male eine Studienreise nach der libyschen Wüste unternahm: auf das alles kann hier nur kurz verwiesen werden, um den eigenartigen äusseren Lebensgang des großen Gelehrten anzudeuten. Aber fast noch anziehender, als der Gelehrte, ist der Schriftsteller Brugsch gewesen, dessen geistreiche, zum Theil von echter Poesie erfüllte, liebenswürdige Schilderungen auch in der Illustrirten Frauen-Zeitung wiederholt willkommen Aufnahme gefunden haben. Es ist erstaunlich, daß dieser rasch schaffende Mann neben seiner ausgezeichneten wissenschaftlichen Thätigkeit noch Zeit finden konnte, um jene so viel und gern gelesenen populärwissenschaftlichen Feuilletons und Erzählungen zu schreiben. Dabei zeigte sich Brugsch im persönlichen Verkehr von großer Bescheidenheit und Herzengüte, die ihm sofort die Sympathien aller erwarben, die das Glück hatten, ihm näher treten zu dürfen. Die Bedeutung seiner Persönlichkeit, sein umfassendes Wissen und die freundliche Art seines von echtem Humor erfüllten Wesens machten ihn somit zu einer der hervorragendsten und beliebtesten Erscheinungen innerhalb der Berliner Gelehrten- und Schriftstellerwelt. Heinrich Brugsch's Ruhm als Egyptologe aber umfaßt die ganze civilisierte Welt, und die Nachricht von seinem Hinscheiden hat weit über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus den schmerzlichsten Wiederhall erweckt.

Nachdruck verboten.

## Der Tharerwirth.

Von C. Fischauer.

Zu dem Bilder von Franz von Desprez. — Siehe Seite 157.

Kaiser Napoleon hatte am 20. October 1809 mit Österreich Frieden geschlossen. Tirol, das so viele Opfer an Blut und Geld gebracht hatte, sollte an Bayern zurückfallen. Die ganze heldenmuthige Erhebung des Landes schien vergebens gewesen zu sein; nur eine allgemeine Amnestie für die „aufständigen Tiroler“ ward zugelassen. Konnte diese Rache wahr sein? Hatte nicht der gelebte Kaiser Franz seinen getreuen Tirolern noch im Mai erklärt, „seinen anderen Frieden zu unterzeichnen als den, der Tirol an meine Monarchie unauslöslich knüpft?“ Was Wunder, daß die Friedenssäue in Tirol keinen Raubplatz fand.

Hofjägermeister; aber die Heihabilität des Kapuziners Halpiner röhrt ihn und das Land ins Verderben. Die Sturmgloden erüben ans neues; neue Aufgebote ergingen; — doch der Geist, der die Stürmer am Beginne des Freiheitskampfes bestellt hatte, war im Verbleiben. Deserteurs, beschäftigungsfreie Leute, beutesüchtige Gesellen mischten sich in die Reihen der alten Kämpfer für Gott, Kaiser und Vaterland. Der Mangel einer zielsbewußten Überleitung ward um so fühlbarer, als Hofjäger aus Passau aus die in seinem Namen befehligen Hightops nicht völlig in seiner Gewalt hatte.

Bon Nord, Süd und Ost drangen die feindlichen Scharen in das ungäliche Land. Schitterter Widerstand und selbst heftige Angriffe folgten; das Ende waren Brandstädte und Tod. Als der Winter anbrach, hatten sich die Anführer gesichtet, oder suchten Schutz auf entlegenen Höhen und Alpenhütten, die selbst der Schnee und die abschreckenden Lawinen nicht zu halten vermochten.

Das Passierthal wurde durch Alois Graf Baraguay d'Billiers und seine Unter-Commandanten Astica, Severoli, Broussier etc. unterworfen. Der Oberbefehlshaber war ein edelmuthiger Mann. Obwohl seine Truppen zahlreiche Verluste erlitten hatten, ließ er Milde walten, um so mehr, als er einsah, daß während der letzten Phase des Krieges das Volk vielfach mißleitet und verschleppt war.

Weniger menschenfreundlich waren manche seiner Generäle; als der Berathen-Wertheit darunter muß der Divisions-General Broussier gelten. An diesen Namen knüpft sich die erschütternde Episode, die dem berühmten tirolischen Major Franz Desprez die Kreuzigung zu dem herrlichen Gemälde „Der Tharerwirth“ geliefert hat, das wir heute vorführen.

Nach Vorabendung eines ziemlich sanften Aufsturzes setzte sich am 24. December General Broussier mit 5500 Mann Infanterie und 300 Mann Cavallerie von Brixen aus in Bewegung. Zweck war die Auslieferung aller Waffen. Dies Executions-Heer zog zuerst ins Zillertal an der Kärntnerberggrenze. In Windisch-Matrei lud Broussier die Anführer der Bauern ein, vor ihm zu erscheinen. Wer so unsing war, den bestätigten Worte des Generals zu trauen, und sich stellen, ward verhaftet, wer nicht erschien, durch abgeschlossenes Militär geholt. Fünf von den Männern wurden erschossen. Das gleiche Schicksal ereilte den Wirth von Ainet, den Pfarrer von Birgen und seinen Cooperator, dann drei Bürger von Sillian, vier von Innichen und viele andere mehr oder minder beteiligte Anführer an dem letzten Verzweiflungskampfe. Broussier erklärte offen, „er werde den Tirolern die Landesverteidigung auf hundert Jahre verleihen.“ Die Executions-Armee zog von einem Dorfe zum andern. Die Leichen der Füsiliere wurden vor den Haustüren oder an Galgen auf öffentlichen Plätzen aufgehängt und mußten von Bauern bewacht werden.

In Olang, einem aus mehreren Weilern bestehenden Dorfe auf halbem Wege zwischen Bruneck und Welsberg, suchte die Horde den jungen Peter Sigmar, der als Oberleutnant in einer Schützen-Compagnie gebildet und sich besonders durch Besorgung des Ordonnaus-Dienstes hervorgetan hatte, aufzugreifen. Der hielt sich jedoch wohl-

verborgen auf einem bestreunten Nachbarhofe; nur sein Vater, der alte Tharerwirth, ein ehrwürdiger Greis, war zu Hause. Er wurde verhaftet. General Bronfner bedrohte den alten Mann mit dem Tode, falls der Sohn binnen drei Tagen sich nicht stellen sollte. — Der Franzose hatte nicht falsch gerechnet. Kaum hatte Peter Sigmar den schrecklichen Ausdruck vernommen, so überleitete er sich den Scherzen.

Er wurde verurtheilt, vor dem Tharerwirthshause zu Mitterlang erschossen zu werden. Umsonst suchte seine junge Frau um Gnade. Die einzige Vergünstigung, die der Grausame zugehand, war, daß die Exekution nicht vor dem Vaterhause, sondern beim sogenannten Baumgartner-Bildhügel vollzogen werden durfte. Hier blutete am 2. Sonntag nach Neujahr 1810 Peter Sigmar unter den Augeln der Franzosen. Ein schlechtes Gemälde an der Kapelle erinnert an diesen Tod aus Kindesliebe. Meister Defregger hat seinem engeren Landsmann ein besseres Denkmal gelegt.

Die Situation bedarf keiner Erläuterung. Das Gemälde steht auf der höchsten Stufe des historischen Genrebildes, das Defregger in einer Reihe hervorragender Schöpfungen, deren Stoff aus dem Tiroler Befreiungskampfe des Jahres 1809 entnommen ist, zu Ehren brachte. Ich erinnere an das erste Bild, das seinen Namen in weiteren Kreisen bekannt gemacht hat, „Speckbacher und sein Sohn Anderl“, an die „Waffenstücke“, an das ergreifende „lebte Angebot“, an „Hofers letzter Gang“ u. a. Diesen modernen Meisterwerken schließt sich auch seine neueste Schöpfung würdig an. Die Charaktere sind trefflich gekennzeichnet. Der entschlossene, dem Tode furchtlos entgegen schreitende Mann, das jämmernde Weib, der schuldlose Greis, der sein Leben gern für den Erzähler und Stammhalter der Familie geopfert haben würde, die erstaunten Soldaten, — alles vereint sich, den entscheidenden Moment, der den Tod des jungen Mannes zur Folge haben muß, zur vollen Ausgestaltung und Gestaltung zu bringen. Vom malerischen Gesichtspunkt aus sind wohl die beiden Kinder mit dem alten Tharerwirth der Glanzpunkt des Gemäldes, reizvoll durch die harmonische äußere Rundung der Gruppe, passend durch die Contraste, wirksam durch die ausdrucksvolle Gestik und das Mienenspiel des greisen Kopfes, der mit vollendetem Meisterschaft durchmodellirt ist.

Das schöne Gemälde hat seine bleibende Heimstätte im Tiroler Landes-Museum Ferdinandea in Innsbruck gefunden, wo es den Saal der patriotischen Kriegsbilder des berühmten Meisters schmückt.

### Die letzte Rose.

Zu demilde von E. Tito. — Siehe Seite 153.

Unter den Reben führen sie, arbeiten — und schwägen. Die Sonne lässt ihre Lichten durch das düngewordene Blattwerk spielen; die weißen Kleider zittern auf den bunten, ärmlichen Kleidern der Mädchen, auf der braunen und doch so garten Haut, auf dem blau-schwarzen Haar, und ziehen sich wie flüssig über die frischen, farbigen Lippen, hinter denen so weiße Zähne hervorschimmern. Und so scharfe Zähne! Und die kleinen Zungen dahinter sind noch schärfer! — Ah, er soll diese lezte Rose haben, er, ihr, Maddalena's

Dreste! Diese Unverschämte, diese Coquette, diese Luciana, wie sie sich das nur erlauben kann, ihrem Liebsten etwas schenken zu wollen! — Hat Luciana nicht genug an Filippo? Hat sie das nicht? Und nun

clana: O, was diese sich wohl einbildet! Hat nichts schert der Dreste sich um sie! Eine Rose annehmen von solchem Mädchen, die es mit aller Welt hält, das würde ihm gerade einfallen! Sie denkt wohl gar, daß die Burschen sie gern hätten? Nicht im geringsten! Nur so zu schwagen und die Augen zu verdrehen, versteht sie, und, wer kann es wissen, vielleicht noch viel Schlimmeres, was man als gute Christin nie und nimmer lernen wird, und — — —

Und so spricht der Wortschatz der beiden Rivalinnen weiter, immer leidenschaftlicher, sodass die andern endlich aufmerksam werden und gespannt ob des Endes hinüberschauen.

Das Ende! Welches wird das Ende sein? Wird der begehrte Dreste die Rose nehmen, wird er der armen Maddalena unten werden? Werden die Schönheit und Verworrenheit Luciana's triumphieren? Wer vermag dies zu entscheiden! Man kann nur wünschen, — aber glauben? — Ja, Maddalena hat leider recht, die Männer sind schwach, ach, so schwach, alle, ohne Ausnahme! Und meistens schlecht obendrein. Es ist ein wahrer Jammer, daß es nicht lauter Frauen in der Welt giebt! — Doch halt! Könnte es dies sein, was Maddalena wünschen dürfte? Nein, nein! Einige gute, liebe Männer müssten doch bleiben; aber — die Luciana's müssten vertilgt werden, sie, sie sind die Wurzel alles Nebels, das braven Mädchen in der Welt zusätzt!

J. B.



*Johann Strauss*

Nach einer Photographie von Victor Angerer, Wien. — Siehe Seite 159.

will sie andern armen Mädchen auch noch ihren Schatz abspenstig machen? O, die Falsche! Und doch, — — es wäre möglich, dass Dreste die Rose wirklich nähme! So schwach sind diese Männer! Besonders gegenüber solchen Herrenaugen, wie denen Luciana's! — Aber dies nicht zugesehen, um Gottes willen nicht! — Und so arbeitet ihre gereizte Zunge heftig wider das höhnende Füngelein der bildhübschen Lu-

XXI. Jahrg., Heft 20.

### Redactions-Post.

#### Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

X. 3. in 9. — An der Moritz Horn'schen Dichtung „Die Pilgerfahrt der Rose“ gibt es nur die bekannten Compositionen von Robert Schumann, die im Klavier-Kadzuge in jeder Musitalienhandlung zu haben sind. — Neben die Schöpfungen Beethoven's erhellt am besten Aufklärung die vortreffliche Biographie: „Beethoven“, von v. Wackenroder. Ein weniger umfangreiches, trotzdem aber sehr empfehlenswertes Werk ist: Ernst v. Eiterlein „Beethoven's Klavier-Sonaten für Freunde der Tonkunst erläutert.“ Preis 2,75 Mark. Dieses Buch dürfte Ihnen zweifen wohl am meisten entsprechen. — Durch Selbstunterricht haben sich schon viele Freunde der Kunst zu tüchtigen Kennern herangebildet. Als guter Leitfaden für das Studium bewahren sich die Schriften von Ludwig Büeler; zunächst die „Musikalische Elementarlehre mit acht unbüßbarig Aufgaben für den Unterricht an öffentlichen Lehranstalten und den Selbstunterricht“, fünfte Auflage; später die „Musikalische Formenlehre in dreizehndreißig Aufgaben“ und die „Harmonielehre“. Diese, wie die angeführten Beethoven-Werke liefern Ihnen dort z. B. die Karmrodt'sche Musitalienhandlung, Reinhold Koch in Halle a. S.

Frau v. J. Wien. — Die begabte Volksdichterin Johanna Ambrösius lebt als einfache Bauerntochter in Groß-Werschinen, Post Ladendorf, in Ostpreußen. Wir werden möglicher Weise noch auf sie zurückkommen. Wenn Sie ihr helfen wollen, — und Hilfe scheint hier angebracht zu sein, — so wenden Sie sich an Herrn Professor Karl Weiß, Herausgeber von „Schattenthal's Frauen-Zeitung“ in Breslau.



Polen-Teppich aus dem bayrischen National-Museum in München. — Siehe Seite 158.